

Illustrirte Zeitung

Große
Erzählung von
Fred Andreas
beginnt!



Auf Urwald-Reise für die „Berliner Illustrierte“:

Die einzige Erfrischung in der Tropenhitze Madagaskars... ein kalter Guß.

Wolfgang Weber schickt uns von seiner Reise durch die geheimnisvolle Insel sein Bild und erzählt: „In den Flüssen konnte ich nicht baden. Sie wimmelten von Krokodilen. So blieb der Wasserstrahl aus dem Bambusrohr das einzige Mittel, die Lebensgeister in der Tropenhitze wachzuhalten... Und doch war es eine herrliche Zeit: Ganz allein mit fünfzehn Trägern durch den Urwald, meist zu Fuß, dann auch wieder auf dem Tragstuhl, dem üblichen Verkehrsmittel für Weiße in den Gebieten Madagaskars, in denen es noch keine Straßen gibt. So legten wir täglich etwa 40 Kilometer zurück. Ich war auf der Suche nach dem sagenhaften Vogeltänzer, der auf Bäumen tanzen soll.“

Zu der demnächst in der „Berliner Illustrierten“ beginnenden Reihe spannender Bilderberichte von Wolfgang Weber.

F.p 677



Hier entsteht der größte unterirdische Bahnhof der Welt! Hoch oben der brausende Verkehr des Potsdamer Platzes — ein Stockwerk tiefer die alte U-Bahn, die ohne Verkehrsunterbrechung in einer Länge von dreißig Meter abgefangen und auf eine unterirdische Brücke gestellt wurde (hinter dem Holzzaun oben links im Bilde fährt sie vorbei) — ganz unten aber wachsen beim Dröhnen der Hämmer und beim Rattern der Preßluftbohrer die ersten steinernen Säulen des neuen gewaltigen Bahnhofs empor. Hanns Hubmann (3)

Das Bergwerk am Potsdamer Platz

Bilder vom interessantesten Bau-Abschnitt der Nord-Süd-S-Bahn



Einstieg „Haus Vaterland“.

Ein Bild aus dem Berlin von 1938: Unmittelbar neben einem der größten Vergnügungsbetriebe der Reichshauptstadt — der unbemerkt auf neue Fundamente gesetzt worden ist — öffnet sich ein Bergwerkstollen. Tag und Nacht wird hier an Berlins modernster S-Bahn-Strecke gearbeitet.



Drei Stockwerke unter dem Pflaster von Berlin wird die Grundplatte des Tunnels der neuen dreigleisigen Eisenbahnlinie gegen das Grundwasser abgedichtet.



Der Karikaturist sieht phantastische Möglichkeiten: „Ich weiß nicht, wie das kam, aber wir sind beim Bau der S-Bahn auf den Kempinski-Keller gestoßen...!“ Zeichnung: Nyary



Ein neues Gnadenrecht

Die erste Arbeitstagung des Amtes für Gnadenfachen der Kanzlei des Führers: Staatssekretär Dr. Freisler spricht. In der ersten Reihe von rechts: Der Chef der Kanzlei des Führers, Reichsleiter Buhler, der Leiter des Amtes für Gnadenfachen, Reichsamtseiler Bertentamp, und der Präsident des Volksgerichtshofes, Dr. Thierack. Kreil



Abdullah möchte auch etwas sehen... Presse-Photo und erklimmt einen Stehplatz auf der Palme: die erste Entscheidungsschlacht der nach der neuen Formel erbauten Rennwagen ist in vollem Gang.



Der gewaltige Neubau Münchens beginnt

Die Feier des ersten Rammstoßes für den U-Bahn-Bau in München. Der Führer gibt den Befehl zum Beginn der großzügigen Bauarbeiten, durch die ein vorbildliches Verkehrsnetz von Schnellbahnen in München, der Stadt der 800 000, geschaffen werden soll. Friedrich Franz Bauer (Mauritius)



Im Kampf gegen Sturm, Flugsand und die großartigen Fahrer Italiens und Frankreichs; Sieger im Großen Preis von Tripolis:

Hermann Lang mit seiner Gattin, der ein taktisch hervorragendes Rennen fuhr. Zweiter und Dritter wurden v. Brauchitsch und Caracciola. Damit belegte das Mercedes-Team die ersten drei Plätze.

Triumph in Tripolis



Kleines Fräulein aus Wien

— das ist Ilse Pausin, die mit ihrem Bruder Erik eins der besten Kunstlaufpaare der Welt bildet. Bei den Weltmeisterschaften 1938 belegten „die Pausins“ den zweiten Platz hinter Maxie Herber und Ernst Baier, denen sie einen harten Kampf lieferten. Auf der ganzen Welt kennt man die beiden jungen Menschen und ist bezaubert von der Grazie und dem tänzerischen Charme ihrer Prouetten.

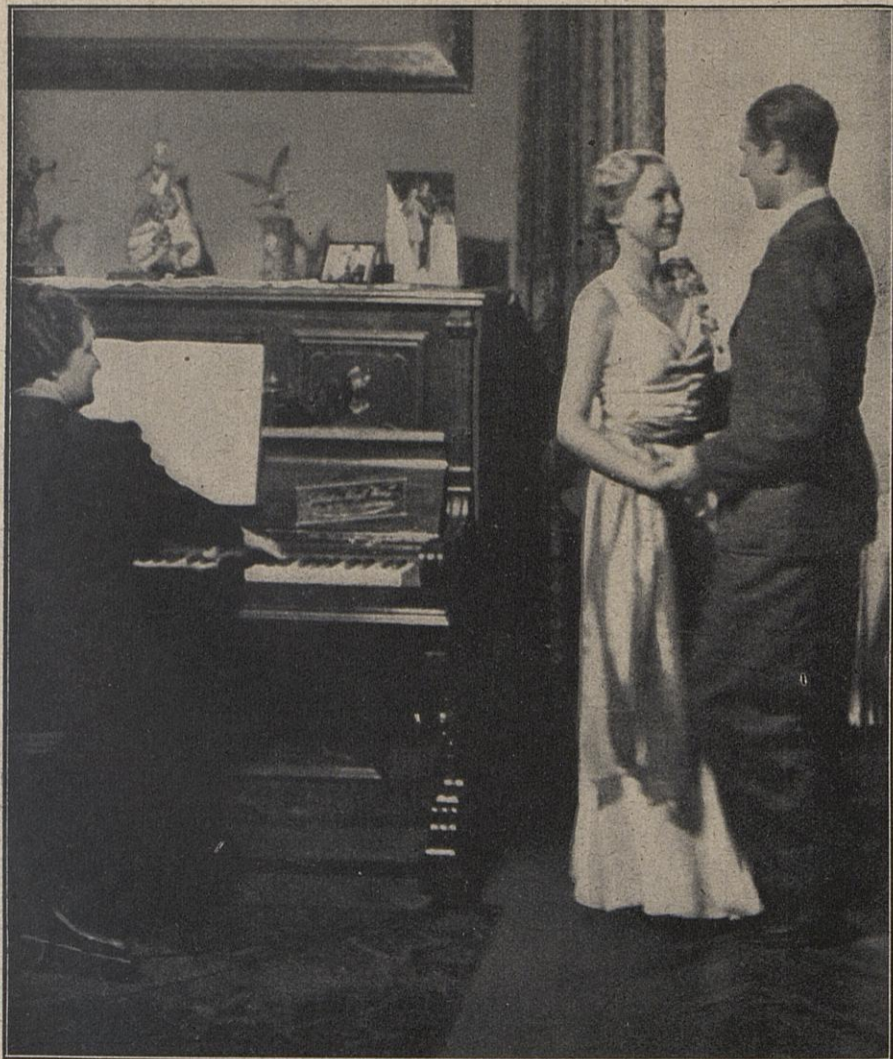
Die Pausins — jetzt Deutschlands zweites Weltklasse-Paar im Kunstlaufen



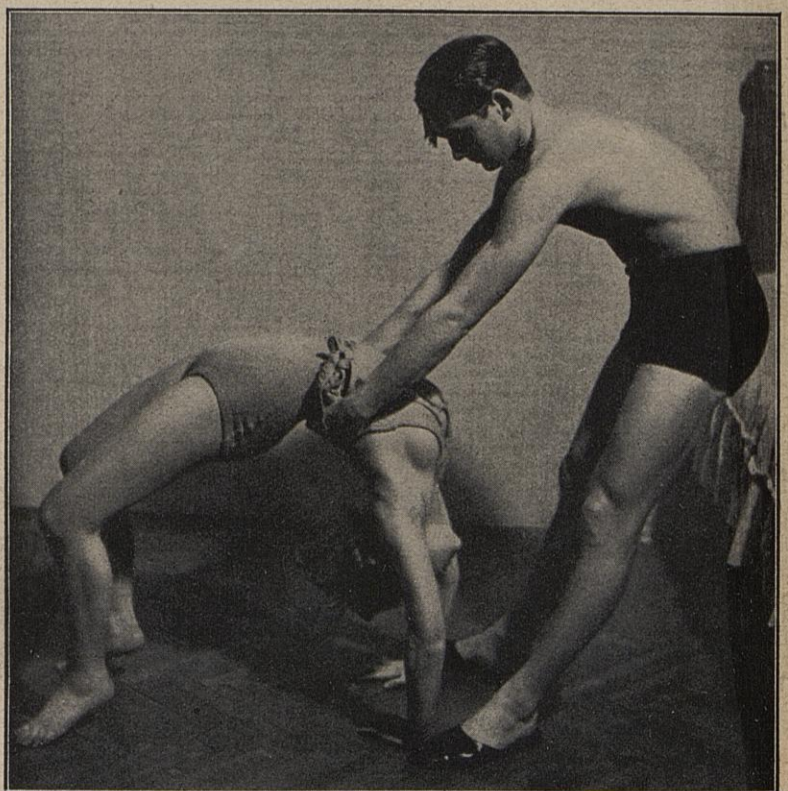
Die Hauptsache: Tägliches Training!

Weltbild (4)

Die Geschwister Pausin nützen den Sommer: Mit Schwimmen, Tennis, Radfahren halten sie sich in Form; zugleich aber proben sie bereits ihre Übungen für die nächste Saison, wenn auch jetzt im Sommer das blanke Parkett des Schlafzimmers das blanke Eis ersetzen muß.



„... und Mutter ist natürlich stets dabei“, sagte Ilse Pausin. Frau Pausin begleitet ihre Kinder nicht nur auf allen Sportreisen — sie „begleitet“ sie auch, wie man sieht, bei einem häuslichen Tänzchen auf dem Klavier.



Geschmeidigkeit ist keine Hexerei!

Was auf dem Eise nachher so wunderbar mühelos wirken wird, muß im täglichen häuslichen Training Stellung für Stellung erarbeitet werden.



Katerstimmung: Es dreht sich alles...

**Die
entfesselte
Kamera
des
Schmalfilm-
Amateurs**



... und wie es gemacht wird:

Als Tischplatte dient eine ausgehängte Fenster-scheibe, durch die die Kamera die Szene von unten aufnimmt. Sie steht dabei auf einem Grammophon-teller, der sich allmählich zu drehen beginnt.



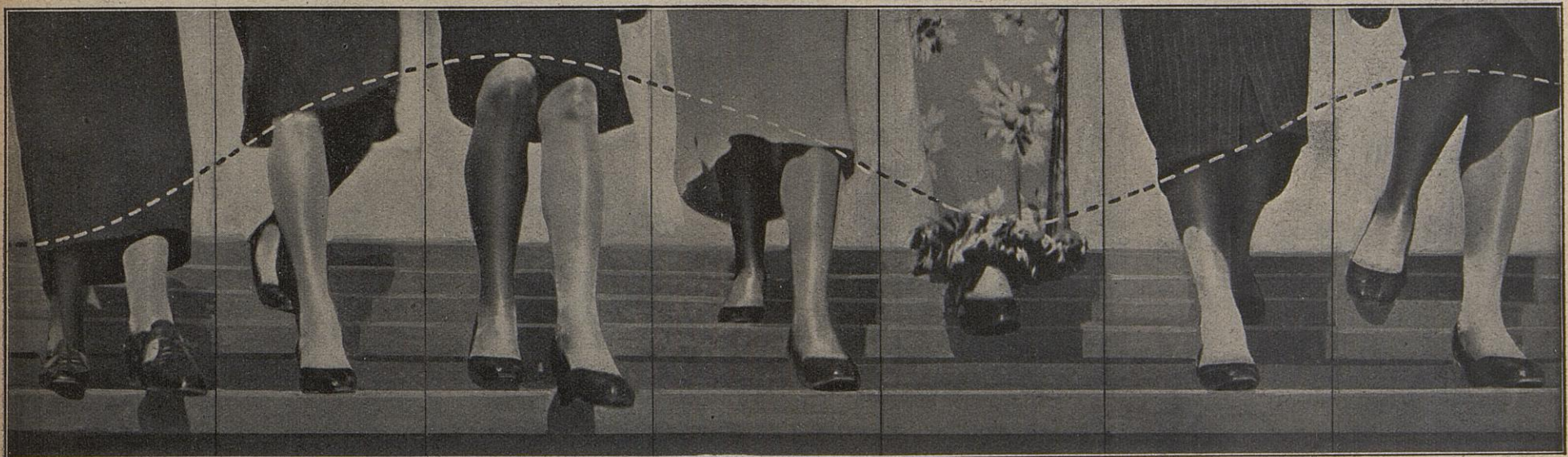
Ein Schneeball faucht — die Kamera faucht mit! Keine Angst, es passiert nichts: Das „Opfer“ weicht im letzten Augenblick aus, und der Apparat fällt in den weichen Schnee. Und der Effekt: Der Zuschauer hat das Gefühl, mit dem Schneeball zu fliegen!



Die Bilder zeigen unseren Zeichner Hans Lisa, der für seinen Film „Deutscher Sieg in USA.“ — die filmische Gestaltung eines Autorennens — beim Nationalen Amateur-Film-Wettbewerb den 1. Preis für Sportfilme, den Ehrenpreis des Reichsportführers und den Wanderpreis der Reichs-filmkammer erhielt, mit seiner Hauptmitarbeiterin: seiner Frau.

Die Kamera läuft auf Schienen...

um einen „Fahreffekt“ hervorzubringen, d. h. das Bild für den Beschauer allmählich immer näherkommen zu lassen. — Man sieht, wie der Amateur mit den einfachsten Mitteln die raffiniertesten Wirkungen erzielt, und man begreift, warum die Spitzenleistungen gerade der deutschen Schmalfilm-Amateure heute bereits Weltruf haben. Deutscher Verlag (5)



1923/24

1925

1926

1928/30

1931/32

1933/37

1938

Laux (7)

Das Au- und Ab der Röcke — ein Geheimnis der Mode, graphisch enthüllt.

Dieses Diagramm widerlegt die vielgehörte Behauptung, die Mode sei unberechenbar und geflos. Es zeigt, daß die Rocklänge mit naturgesetzlicher Regelmäßigkeit steigt und fällt. Manche Modeforscher werden durch diese Kurve an den Wechsel von Ebbe und Flut erinnert. Andere Gelehrte weisen darauf hin, daß der Wechsel von lang und kurz heute nur das Wechselspiel von weit und eng abgelöst hat, das für unsere Mütter und Großmütter die gleichen unerschöpflichen Reize hatte...



Der Häuptling der Meernomaden ist in das Reich der Geister eingegangen:
Der Totenruf erschallt.

Der älteste Sohn des Häuptlings am Heck des Familienschiffes bläst in das Totenhorn und ruft die auf dem Meere verstreuten Stammesgenossen herbei, um sich zu rüsten für die letzte Fahrt zur Toteninsel.



Vor dem Opfertempel auf der Toteninsel:
Das Opferfeuer wird entzündet.

Zwei Bambusstäbe werden aufeinander sägeartig bewegt und entzünden den dazwischenliegenden Zunder.



Auf der Toteninsel: Noch ruht der tote Häuptling in dem Boot, in dem er sein ganzes Leben verbrachte... Aber sein Geist darf nun in den Raum dieses kleinen Opfertempels eintreten.

Ueber dem Golf von Bengalen

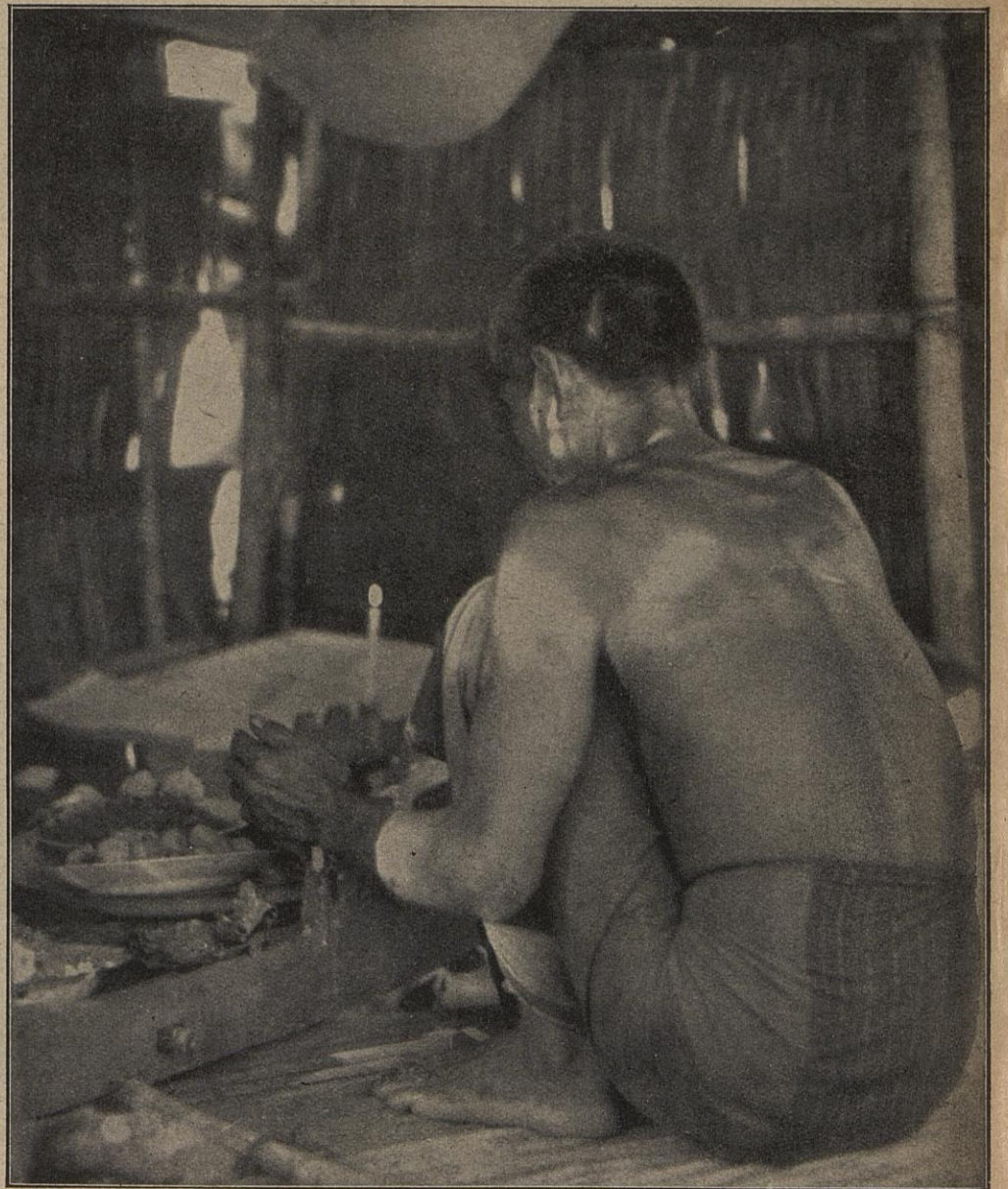
Der Toten-Ruf erschallt...

Ein neuer Bericht von Dr. Bernatzik:
„Totenfest der Meernomaden des Mergui-Archipels“

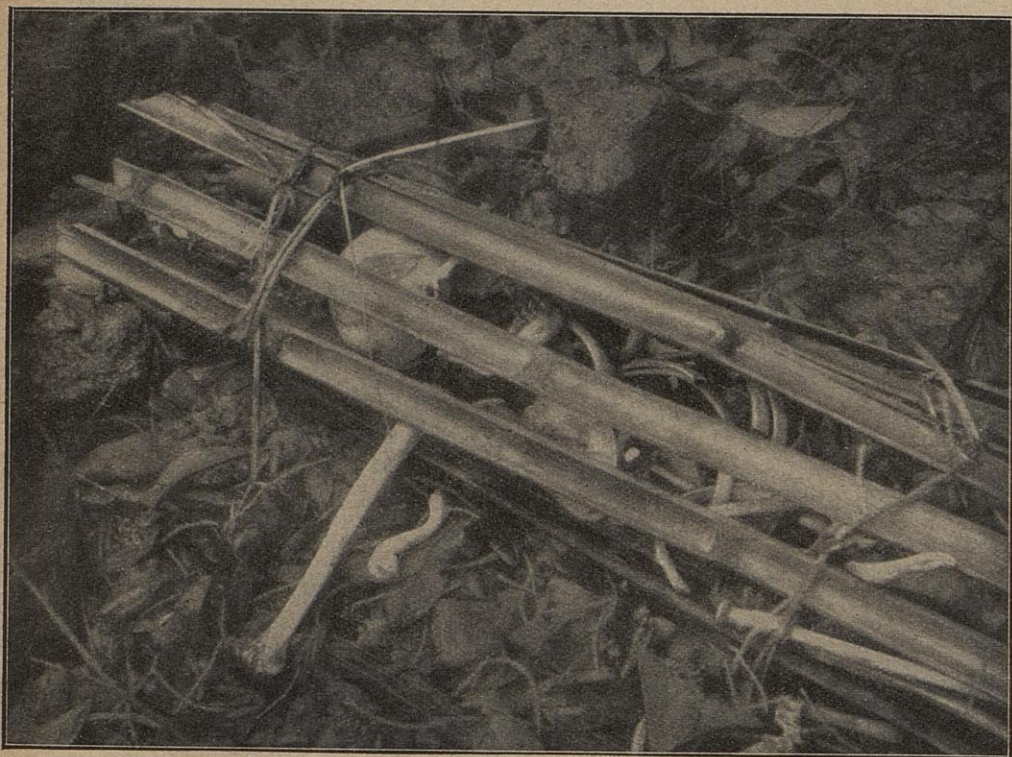


Zerstörtes Idyll:

Die Meernomaden kreuzen mit ihren Booten in Buchten und Gewässern, um mit dem Speer Nahrung zu fischen, da... erreicht sie der gellende Hornruf der Trauer. Sie lenken ihre Boote zur Toteninsel, wo der Häuptling beigefest werden soll.



Im Opfertempel: Das letzte Mahl für den Geist des toten Häuptlings wird bereitet. Solange die Kerzen brennen, darf er sich laben an Fisch, trockenen Früchten und Opium.



Im Urwald der Toteninsel: Der Häuptling im Bambusfarg ausgelegt...

Das Auslegen ist älteste menschliche Bestattungsform. Die Tiere des Waldes haben sich ihren Anteil geholt. Als erster erscheint immer mit rauschendem Fittichschlag der riesige Geier, der sich auf dem nächsten Baum niederläßt, um den Abzug der Menschen zu erwarten.



Ein Fest, das traurig beginnt und ekstatisch endet: Der Totentanz.

So rasch wie möglich verlassen die Meernomaden die Insel, auf der die Geister der Abgeschiedenen nun ruhelos umgehen. Eilig treiben sie ihre Boote an ein anderes Gestade, um nun mit dem Totenfest zu beginnen. Nach dem Festmahl nehmen sie berausende Drogen zu sich, die die Menschen in Ekstase versetzen. Immer schneller rasen und springen sie im Kreis, immer wilder zuckt der Rhythmus der Körper, bis sie in todesähnlicher Erschöpfung hinsinken. Bei Sonnenaufgang ziehen sich alle in ihre Hausboote zurück.

Mit Max Schmeling

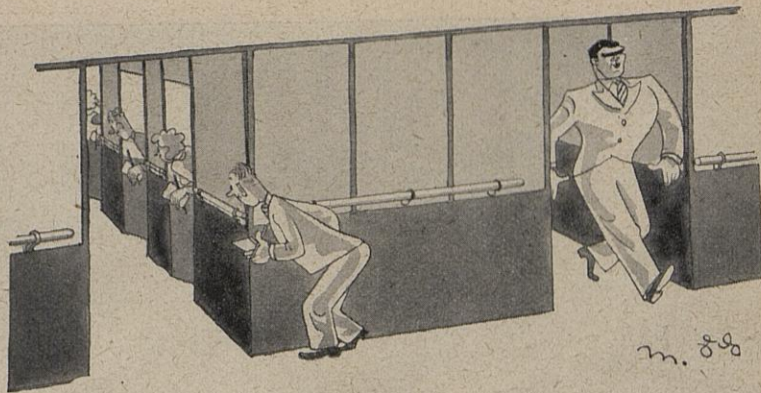
auf der „Bremen“ nach New York



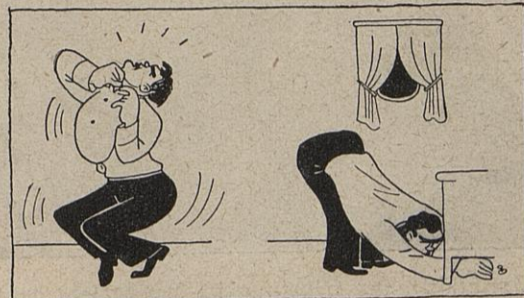
Unser Zeichner Manfred Schmidt beobachtete Max Schmeling (und die Passagiere!) auf der Ueberfahrt nach Amerika.



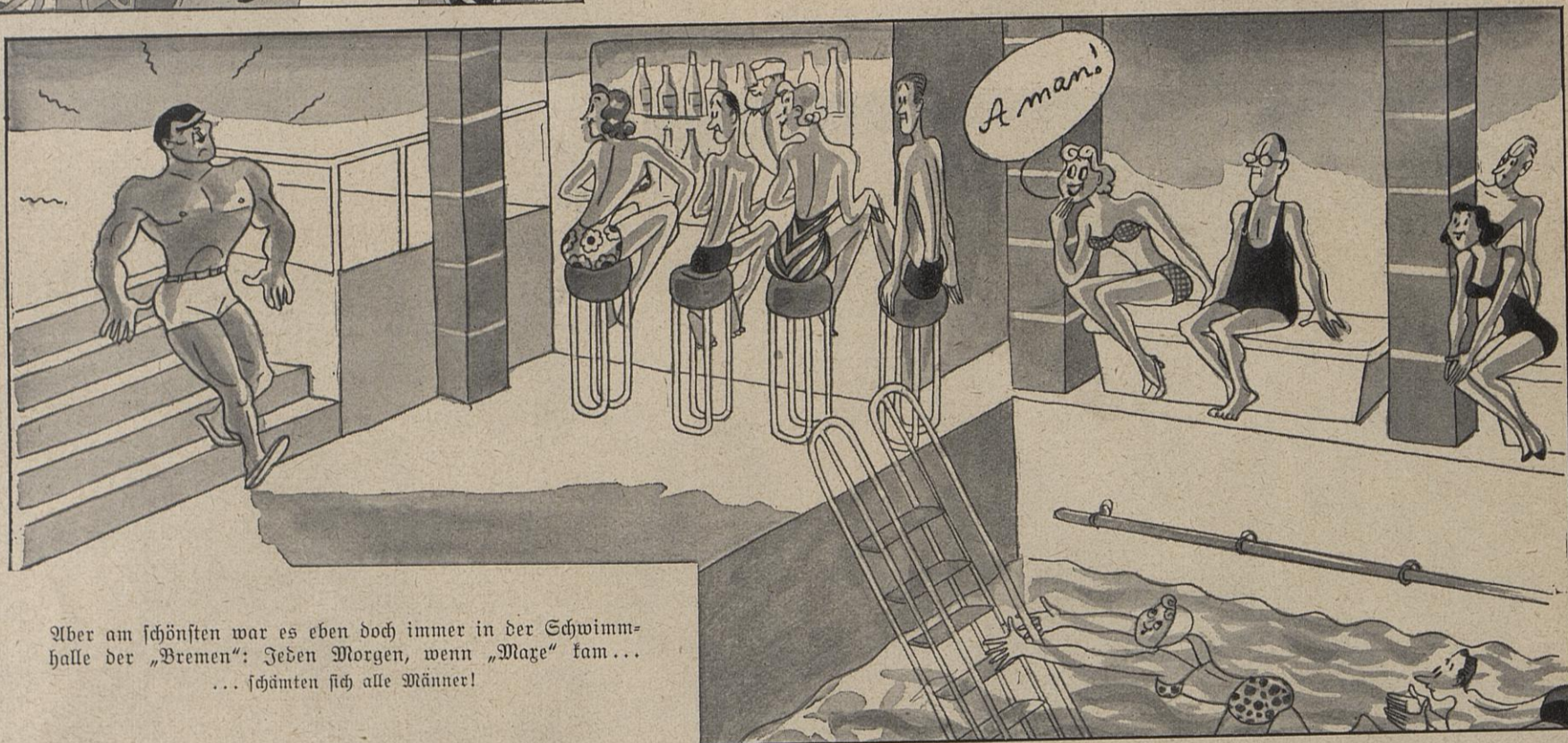
Im Speisesaal.
„Bringen Sie meinem Mann bitte immer ganz genau dieselbe Speisenfolge, die Schmeling bestellt!“



Durch diese hohle Gasse muß er kommen!
Autogramm-jäger auf der Pirsch!



„... meine Kabine lag direkt neben „Magen“ seine, für mich bergen seine Trainingsmethoden keine Geheimnisse mehr! Jeden Abend vor dem „Dinner“ (zu dem alles im Abendanzug erschien), wickelte Schmeling ein raffiniert durchdachtes, genau festgelegtes Gymnastikprogramm ab! Atemübungen mit Kniebeuge, langandauerndes Rumpfbeugen usw.!“



Aber am schönsten war es eben doch immer in der Schwimmhalle der „Bremen“: Jeden Morgen, wenn „Maze“ kam...
... schämten sich alle Männer!



New York in Sicht!

„Kurz vor der Ankunft traf auf einem kleinen Schlepper ein Rudel von Reportern ein. Zwei darunter hatten Briefstauben mit, denen ein Rollfilm mit den eben geknipsten Schmelingbildern und ein erstes Interview umgehängt wurde! Als wir dann ankamen, gab es auf den Landungsbrücken schon Zeitungen mit Bildern und Bericht!“



„Max“ in blendender Laune!

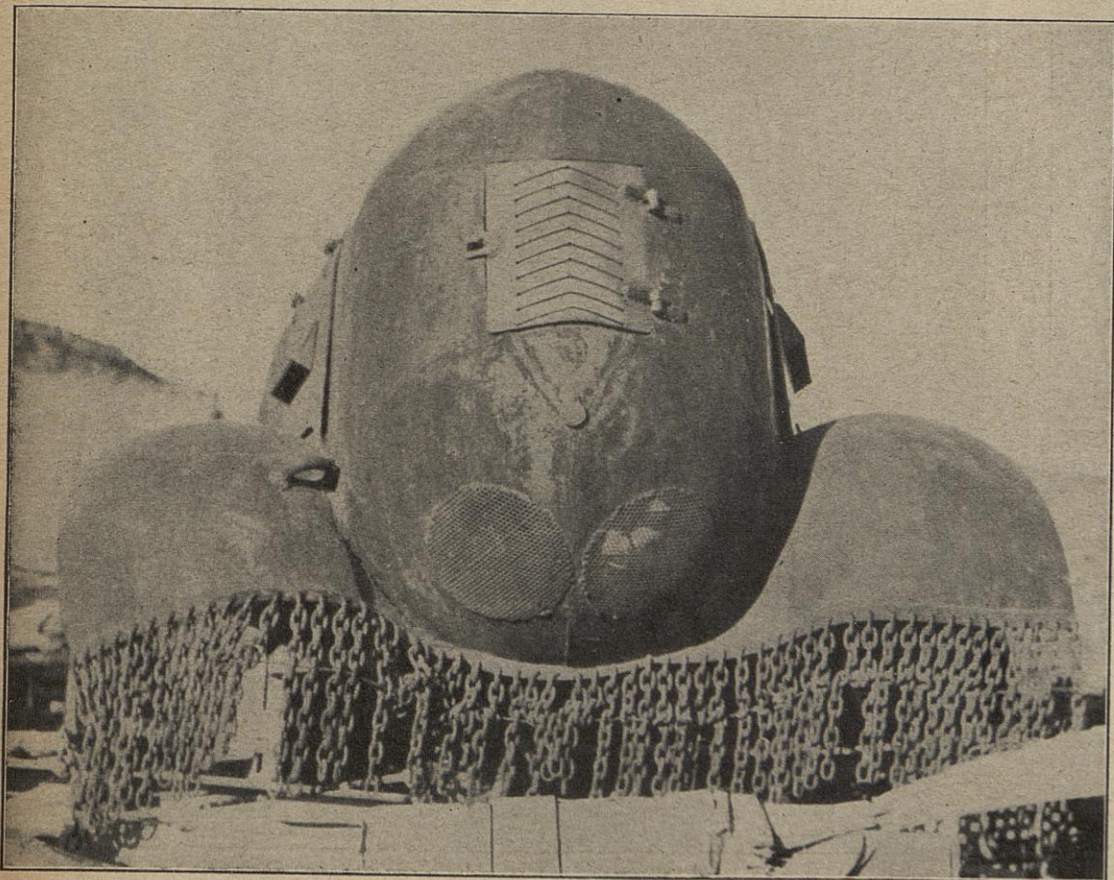
Auf eine Speisefarte larifizierte er selbst Manfred Schmidt und schrieb einen Gruß an unsere Leser dazu. Daß ihn unser Zeichner auf Schritt und Tritt beobachtete, hat er mit Humor aufgenommen: „Liebe Illustrierte! Seit einer Woche zeichnet er mich, jetzt hab ich ihn gezeichnet! Ihr Max Schmeling!“



Ein erschütterndes Bild aus den Kämpfen in China:

Japanische Infanterie-Gruppe, rings vom Feind eingeschlossen, findet kein Entrinnen mehr.

Wie der Berichtstatter erzählt, geriet die Truppe in einem Gebiet, das längst vom Feind gesäubert schien, in einen Hinterhalt. Von den Höhen vereinigten in sicherer Deckung liegende Schützen das Feuer auf die Japaner. Trotz der Hoffnungslosigkeit der Lage versuchten diese verschiedene Durchbrüche, bis auch der letzte Mann gefallen war. Associated Press



Ein Panzerungstüm, wie man es noch nie gesehen hat...

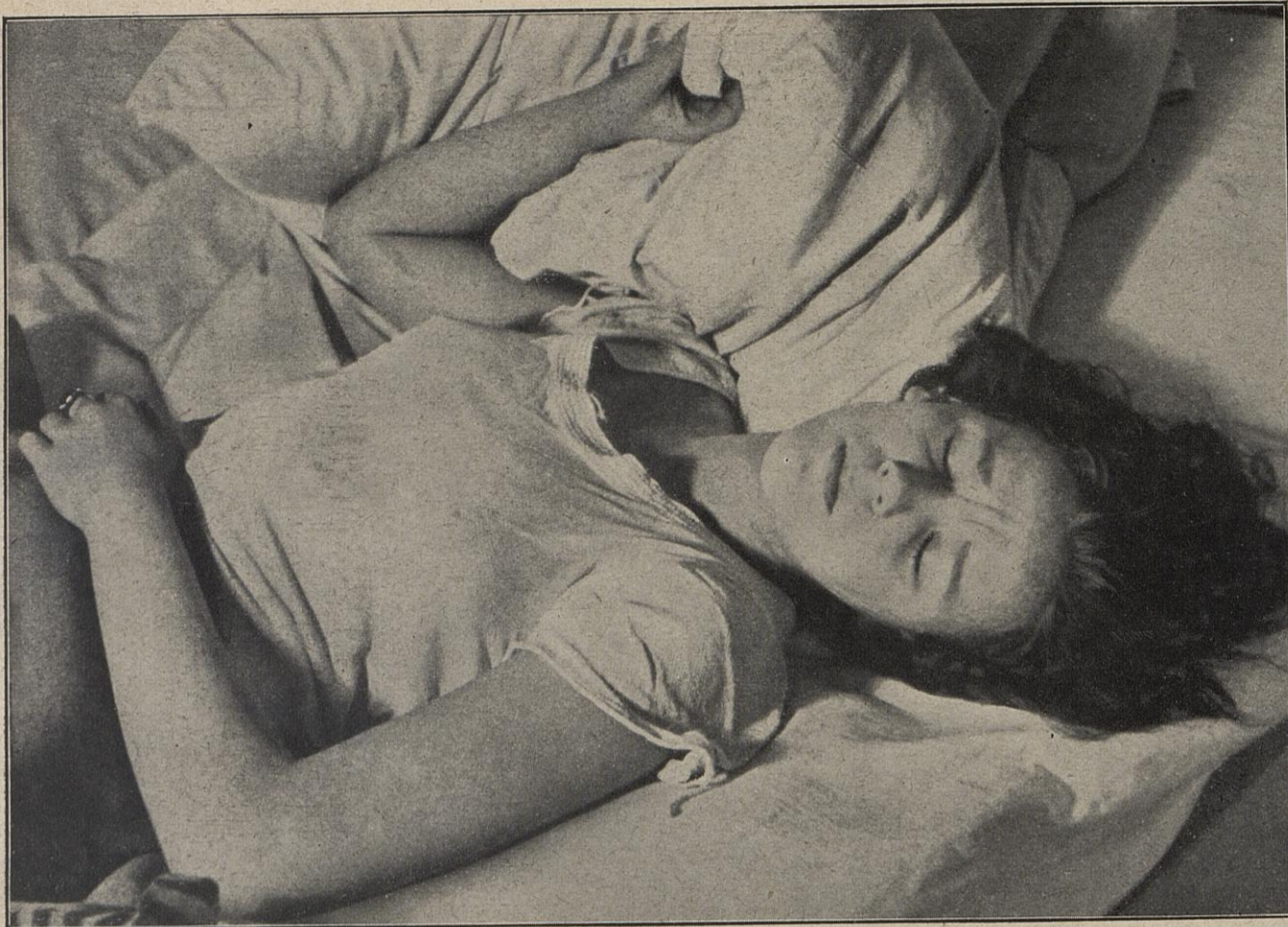
Die Aufnahme zeigt einen Panzerwagen, dessen Stirnseite gegen Geschosse mit Panzer und Ketten geschützt ist. Er fiel in Spanien den nationalen Truppen in die Hände und soll russischer Herkunft sein. Presse-Photo



Zur Erinnerung

an die belgische Königin Astrid, die vor drei Jahren einem tragischen Autounfall in der Schweiz zum Opfer fiel, soll diese Plastik auf einem Platz in Paris errichtet werden.

Weltbild



Vergebliches Ringen um den Schlaf.

Die Hand in das Kissen gekrallt, die Stien gefurcht und die Nerven bis zum Äußersten gereizt, versucht der Schlafgestörte den Schlaf herbeizuzwingen. Er glaubt, man müsse sich konzentrieren, sich vielleicht die Spitze eines Bleistiftes vorstellen und sie fixieren, oder man müsse zählen. Er weiß aber aus vielen durchwachten Nächten, daß es vergeblich sein wird, und schon seine Angst vor der neuen Qual hält ihn wach. Er ist auf falschem Weg: Nicht herbeizwingen läßt sich der Schlaf. Man kann ihm aber den Weg bereiten.

Lerne schlafen!

Mit dem heutigen Tage errichte ich eine

Nachtklinik für Schlafgestörte

Aus räumlichen Gründen ist Anmeldung erwünscht. Die Schalllosen oder Schlafgestörten werden bringen den Tag bei ihrer Arbeit suchen abends die Klinik auf vom Arzt zum Schlafen und verlassen früh die Klinik.

Dr. med. Manfred
 für Gemüts- und Nervenkrankheiten
 Facharzt für Schlafstörungen
 1938

„Dein Schlaf ist nur verschüttet, nicht verloren“, sagt der Leiter der „Nachtklinik für Schlafgestörte“, und durch Meditationen, durch Forträumen von Hemmungen und das Lösen von körperlichen Verkrampfungen will er seinen Patienten ihre Nachtruhe wiedergeben. Die Klinik liegt in einer deutschen Großstadt, sie ist umbraust vom Lärm des Verkehrs, der auch nachts nicht ganz erlischt, aber diese Lage ist absichtlich so gewählt: der Patient soll in der Umgebung geheilt werden, in die der Alltag ihn stellt.

Alle Aufnahmen: Georg Georgii - Hans Weber

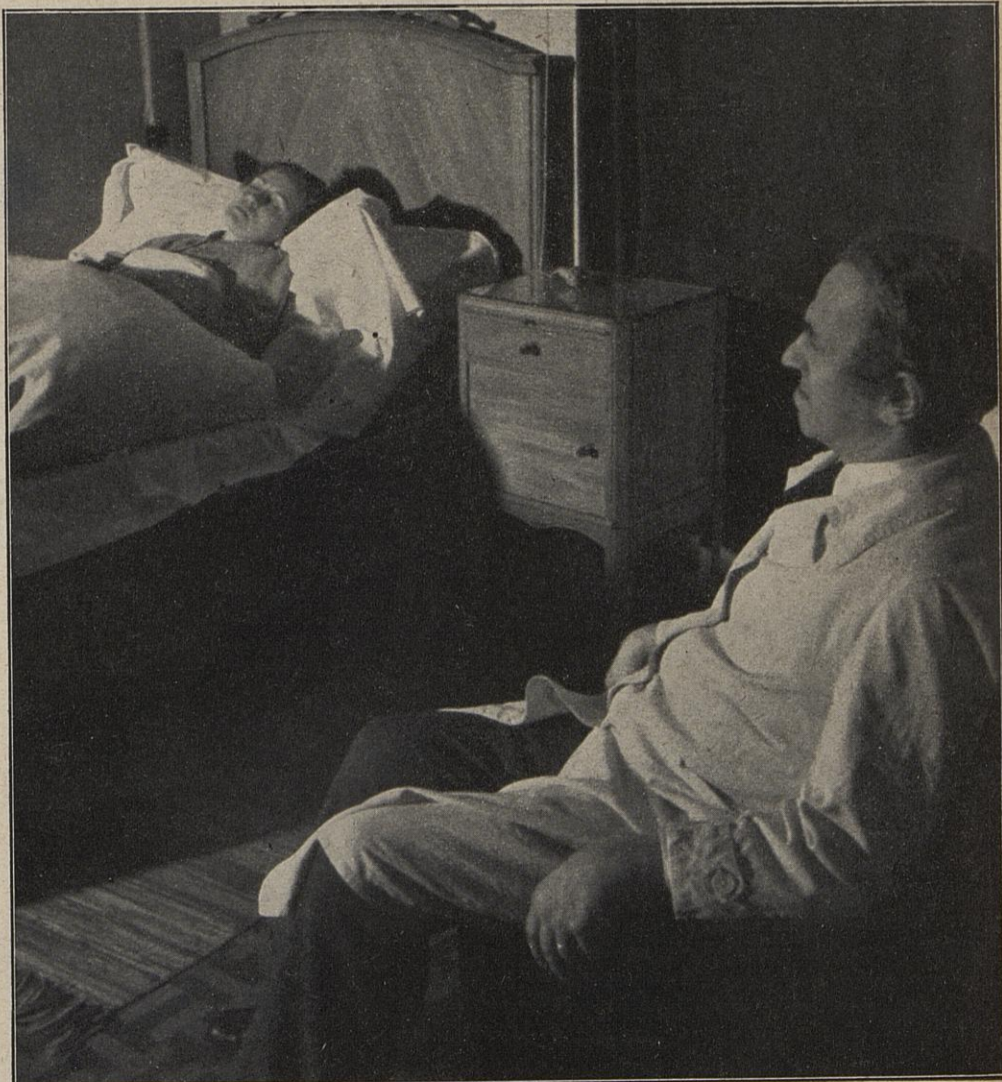


Tagsüber am Ladentisch...

Der Patient des „Schlafdoktors“ geht wie ein Gesunder seinem Beruf nach. Trotz der Müdigkeit, die der Arbeitstag schafft, findet der Schlafgestörte aber nachts nicht die Ruhe, die ihn für den folgenden Tag wieder leistungsfähig machen würde. Verzweiflung, Arbeitsunlust, Minderwertigkeitsempfinden sind oft die Folge.

... aber abends in die Schlafklinik.

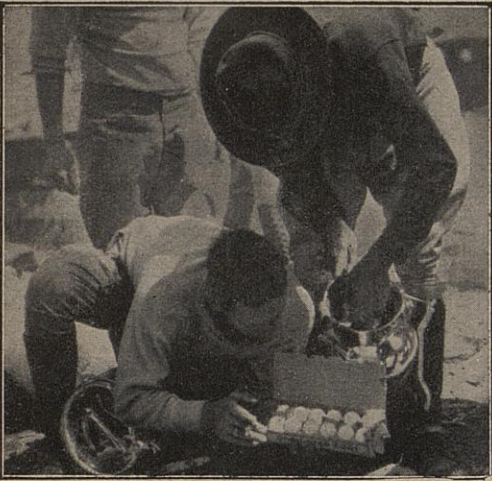
Sie liegt mitten in der Stadt, Straßenbahnen und Autos fahren daran vorbei. Nicht in der Stille des Sanatoriums soll der Patient geheilt werden.



Der „Schlafdoktor“ hat gesiegt.

Der Patient hat sich niedergelegt, der Arzt hat ihn Entspannungsübungen machen lassen, und ein ruhiges Gespräch, das den Kranken von seinem eigenen Ich löst, hat den ausgeglichenen Gemütszustand geschaffen, der Vorbedingung der Ruhe ist. Am Morgen beredet der Arzt mit dem Patienten genau den Verlauf der Nacht. Die Heilung der Schlaflosigkeit, die unter den Großstadtmenschen unserer Tage geradezu die Zeitkrankheit geworden ist, gelingt in den meisten Fällen in kurzer Zeit bei durchschnittlicher Organgefundheit.

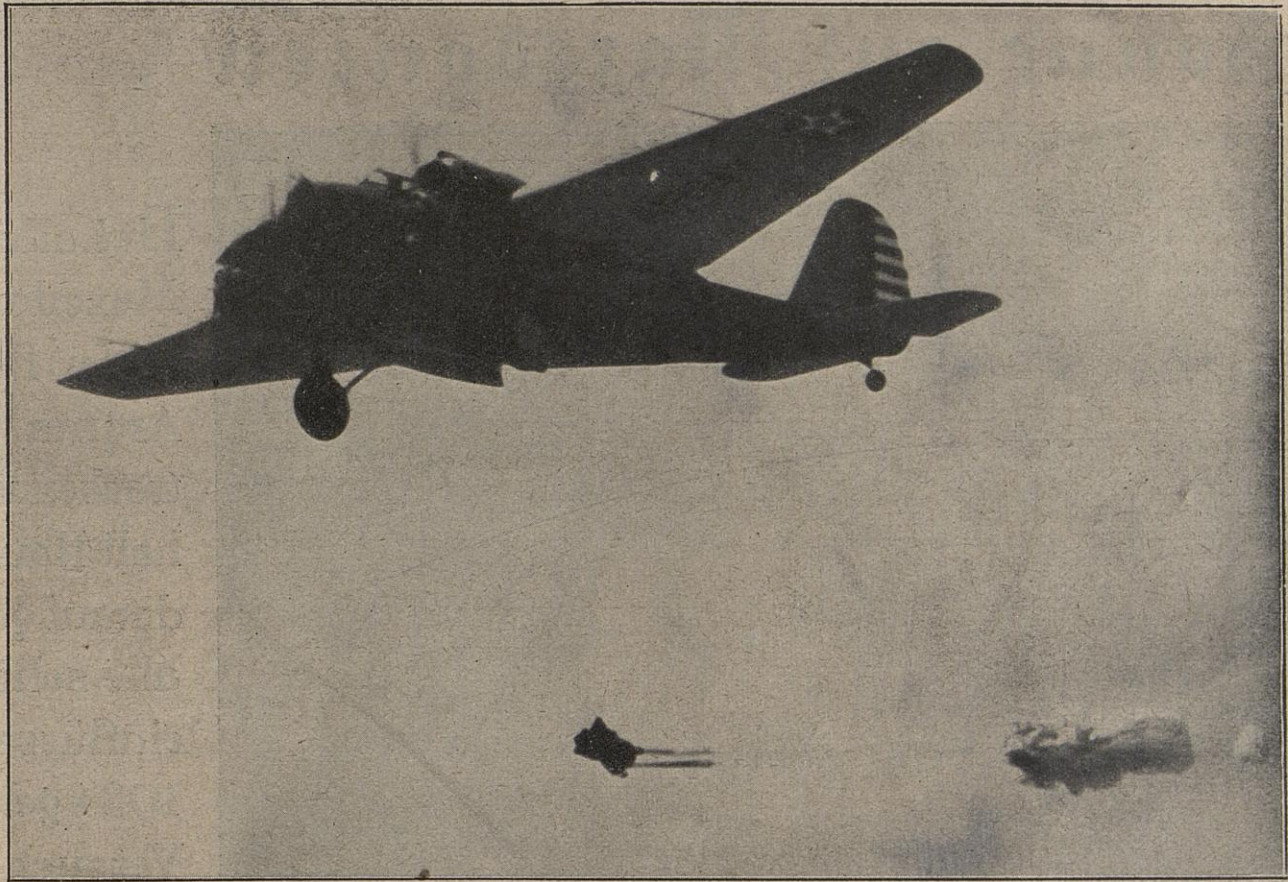




Es regnet Eier!

Bei amerikanischen Kavallerie-Manövern in Texas wurden Bombenflugzeuge mit einer ungewohnten Aufgabe betraut: Eine Kavallerie-Abteilung galt in dem gebirgigen Gelände fünf Tage lang als abgeschnitten. Landverbindung war nicht herzustellen, und so fiel den Flugzeugen während dieser fünf Tage für die Abgeschnittenen die Rolle der Feldküche zu. Regelmäßig erschienen sie über ihren Kameraden und warfen — einmal nicht Bomben, sondern Fallschirme mit Eß- und Freßpaketen für Mann und Roß ab. Auf dem Bild rechts schwebt gerade ein Fallschirm mit einer Eierkiste herunter — auf dem Bild oben wird die Kiste geöffnet: Nicht ein Ei ist zerbrochen!

Presse-Photo (2)



Der einzige „Mount-Everest-Neuling“

in der Expedition: Peter Lloyd. Doch auch er hat schon eine reiche Erfahrung aus anderen Himalaja-Rundfahrten hinter sich.

Sieben gegen den Mount Everest.

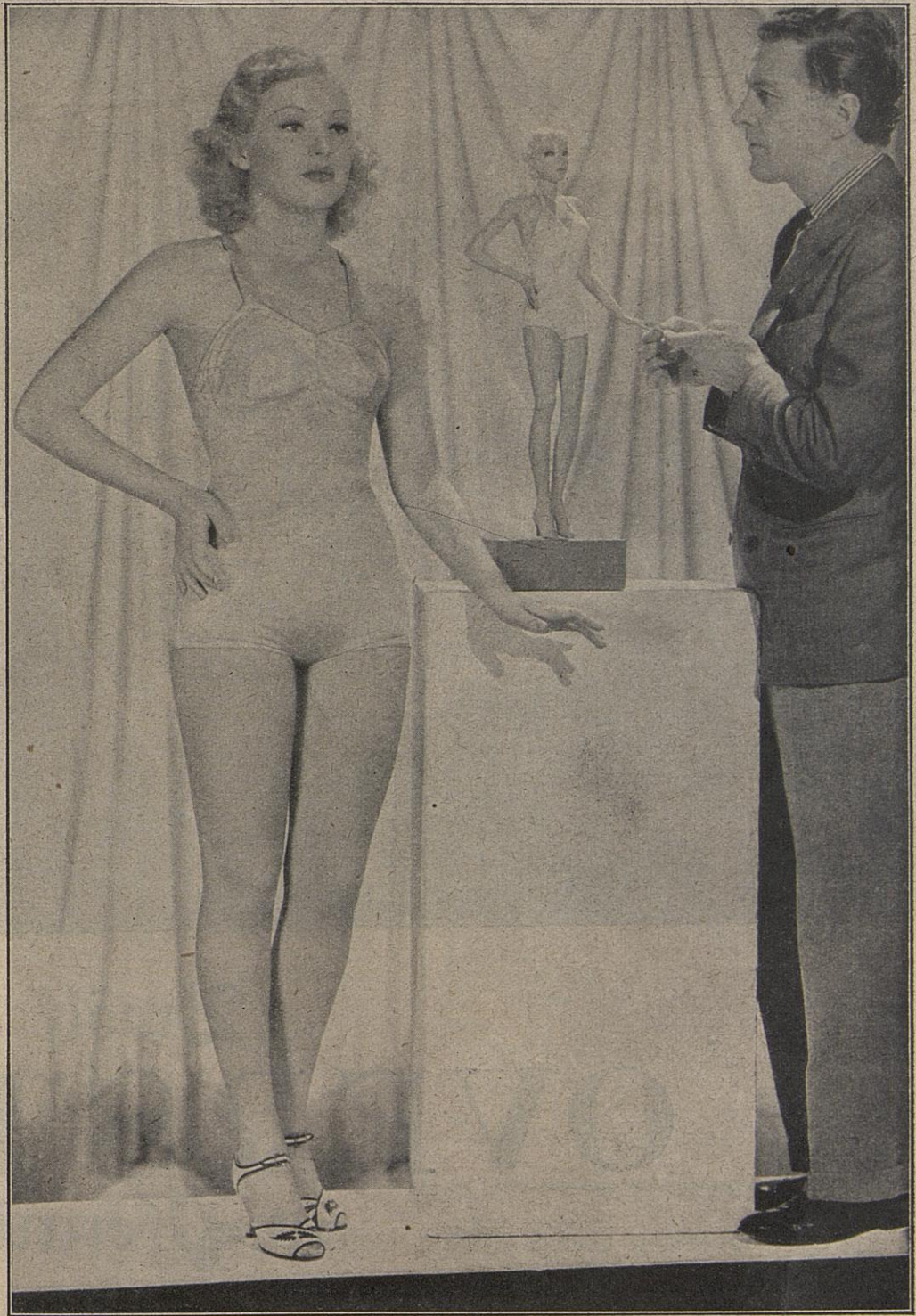
Eine kleine, aber erlesene englische Mannschaft ist in diesen Wochen unterwegs, um aufs neue den bisher stets abgeschlagenen Angriff auf den Mount Everest zu wagen. Nur sieben Europäer gehören ihr an. Ihr Führer ist S. W. Tilman, der Bezwinger des Nanda Devi (7820 Meter), eines der höchsten bisher von Menschen betretenen Gipfel; der zweite Führer J. S. Smythe ist 1933 bereits einmal bis auf dreihundert Meter an den Gipfel des Mount Everest herangekommen. Die „Berliner Illustrierte Zeitung“ wird als einziges deutsches Blatt Bildberichte von dieser „Expedition der Sieben“ bringen.

Carl Duncker-Verlag (2)

Modellstehen — um Anproben zu sparen!

In Hollywood ist man darauf gekommen, von vielbeschäftigten Stars Miniatur-Statuen herzustellen, an denen die Kostümschöpfer ihre Kleider entwerfen können.

Associated Press



Sonne auf Mazedonien

No 5



1934

Bei allen Vorzügen hat der Mazedonen-Tabak leider einen Fehler: Er verliert sein flüchtiges Aroma, sobald die Zigarette trocken wird. Seit jeher hat deshalb Haus Neuerburg seine Sorge darauf gerichtet, der *Overstolz* alle schädlichen Witterungseinflüsse fernzuhalten. Aber erst 1934 gelang es nach jahrelangen Versuchen, eine neue und einfache Art der Frischhaltung zu finden: Die *Tropen-Packung*, die seitdem der *Overstolz* einen geradezu idealen Schutz bietet.

1938

Vier Jahre hindurch hat sich nun die sinnreiche Abdichtung der *Metallschachteln* auf das beste bewährt. Die Aussenluft kann nicht mehr in die *Overstolz-Packung* hinein und das Aroma nicht mehr heraus. So genießt heute der Raucher eigentlich erst richtig die *Sonne auf Mazedonien*, die jahraus, jahrein den köstlichsten Tabak der Erde, den Tabak der *Overstolz*, reifen lässt.

Zwölf
OVERSTOLZ
 50 Pfennig

ECHT MAZEDONISCH *und* FUGENDICHT VERPACKT

Die fremde Geliebte

Geschichte
einer vergessenen Stunde
von Fred Andreas

Copyright 1938 by Deutscher Verlag, Berlin

Den Professor Anton Langlechner lernte ich 1936 an Bord der „Adria“ kennen, auf seiner Rückreise über Triest nach New York. Er war jung für seinen akademischen Grad, höchstens vierzig, und sein Äußeres wirkte wie eine interessante Mischung aus smartem Yankee und verträumtem Steirer.

Später erzählte uns ein Berliner Gelehrter mehr von ihm. Langlechner, ein gebürtiger Grazer, war von Hause aus Physiker mit dem Spezialgebiet Meteorologie und hatte sich als Privatdozent durch bedeutende Veröffentlichungen einen Ruf an das Lorrington Institute of Science in New York verschafft. Dort las er nicht, da das Lorrington eben keine Universität, sondern nur ein unmeniglich reich fundiertes Forschungs-Institut ist; er lebte ganz seinen wissenschaftlichen Arbeiten. Nachher schloß er sich dem amerikanischen Polarforscher Mac Bearne auf jener Arktis-Expedition an, die dreiundzwanzig Monate an Stelle der vorgeesehenen acht dauerte, und zeichnete sich auch hier durch auffallende und wesentliche Forschungen aus. Warum Langlechner nach Europa gekommen war, wußte der Berliner Gelehrte nicht.

An Bord lebte Langlechner ziemlich zurückgezogen. Er nahm zwar an den Mahlzeiten im Speisesaal teil, wo er mit dem Berliner Geheimrat und dessen Frau einen Tisch innehatte, aber tagsüber und auch in den frühen Abendstunden blieb er unsichtbar. Erst, wenn die Damen schon selteher wurden, pflegte er zu erscheinen; man sah ihn dann meist in der Bar, unter Männern, wie er mit dem Gesicht eines Märtyrers ein oder zwei Whiskys trank. Aber er war trotzdem aufgeräumt und umgänglich.

Als er bei irgendeiner Gelegenheit gefragt wurde, ob er etwas gegen das weibliche Geschlecht habe — so, in dieser brüskten Form, wurde die Frage gestellt —, entgegnete er lächelnd: „Durchaus nicht, nicht im geringsten, im Gegenteil . . . Frauen sind für mich die wundervollsten Geschöpfe auf diesem Planeten. Frauen . . .“

Sein Blick wurde schwärmerisch, die kantigen Züge seines steirischen YankeeGesichts bekamen etwas Mildes, und ein sonderbares, schönes Lächeln spielte um seinen Mund.

Professor Langlechner ist seitdem mein vertrauter Freund geworden. In jener Nacht erzählte er mir — mir allein — die Geschichte von der Mutter und der Tochter. Es ist, genau betrachtet, eine tolle und unwahrscheinliche Geschichte, und wenn man gezwungen wäre, sie in drei Sätze zu fassen, wäre sie eine Zumutung auch für den bereitwilligsten Hörer oder Leser. Aber Langlechner erzählte sein Erlebnis mit einem unhemmbaren Drang, sich auszusprechen, zu bekennen; und dadurch wurde alles glaubhaft, klar und in sich wahr. Selten habe ich „das Wunderbare“ an der Frau so stark empfunden wie in dem Bericht, den er mit oft stockender, leiser Stimme erstattete.

Zuletzt wunderte ich mich gar nicht mehr. Es schien mir selbstverständlich, daß die Frau ein größeres Spiel spielen kann als der Mann, daß sie auf eine gigantische

und herzerschütternde Weise zu lügen imstande ist, wenn sie liebt — selbst wenn es eine Liebe von ganz, ganz anderer Art ist, als man sich träumen läßt.

I.

Vor zwei Jahren — so begann Professor Langlechner — ernannte mich die Oesterreichische Akademie der Wissenschaften zum korrespondierenden Mitglied, in Anerkennung der glücklichen Ergebnisse meiner Forschungen bei der Mac-Bearne-Expedition. Es gab keine dringende Arbeit, die mich abhielt, meinen Dank in Wien persönlich abzustatten, so nahm ich mir beim Lorrington-Institut Urlaub und fuhr nach Europa, in mein Vaterland.

Bei einer solchen akademischen Ehrung ist es üblich, daß man, wenn man schon selbst erscheint, einen kurzen Vortrag aus seinem Wissensgebiet hält und ihn, mehr oder weniger geschickt in der Ueberleitung, mit höflichem Dankesgestammel abschließt. Ein Frühstück im Hotel setzt dann einen Punkt hinter die Sache. Ich wußte dies alles natürlich und hatte mich auf dem Schiff entsprechend vorbereitet.

An einem sonnenerhellten Vormittag zu Anfang Februar traf ich in Wien ein und nahm ein Zimmer im Royal mit Aussicht auf die Oper. Nachdem ich gefrühstückt und mich erfrischt hatte, beschloß ich, einen kleinen Bummel durch die Stadt zu machen und mich wieder mit ihr zu befreunden. Aber es wurde nichts Rechtes mit der Freundschaft, wie das so ist . . .

Ich kenne Wien sehr gut, habe ein paar Schuljahre dort verlebt, ein paar Studiensemester, acht Lazarettmonate im Krieg und noch ein ganzes Jahr als Seminar-Assistent an der Universität. Ich habe, um es mit platten Worten zu sagen, Freud und Leid in Wien erlebt und hätte nun das Leid vergessen sollen, um mich der Erinnerung an die Freuden hinzugeben. Aber es ging halt nicht. Die Erinnerung an die Zeit im Nerven-Lazarett überschattete alles.

Anfang 1918 war ich durch einen Granattreffer verschüttet und als ein Wahnsinniger oder wenigstens Halbirter wieder ausgegraben worden. Ein halbes Jahr war ich dann ein flackerndes Nervenbündel fast ohne Bewußtsein, und noch heute sind mir die ersten Kriegsjahre, die mich nach Polen, Serbien und Italien führten, eine finstere und gestaltlose Zeitspanne, bar jeder Erinnerung. Aber ich war leider, in der Lazarettzeit, nicht so ganz und gar geistig betäubt, daß mich das Leben unter Irren unberührt gelassen hätte. Ich sah damals sehr deutlich das Irrefein der Andern, und ich schwöre, daß es das Graufigste, das unvorstellbar Furchtbarste ist, sich für normal zu halten und unter Irren zu leben.

Genug hiervon, das war vorbei. Die Aerzte hatten mich geheilt, und meine weitere wissenschaftliche Laufbahn beweist ja wohl, daß ich nicht verrückter bin als die meisten andern Menschen. Ich habe diesen Verschüttungsschock nur erwähnt, um zu erklären, warum

ich bei meinem ersten Spaziergang in Wien keine rechte Freude an der schönen Stadt finden konnte. Wien kam mir vor wie eine verlassene Geliebte, die man nach langen Jahren wiedertrifft, und die, auch wenn man überwiegend freundliche Erinnerungen an sie hatte, doch nicht mehr so jung und so schön ist wie einst . . . und die, nun ja, die wiederzutreffen man bedauert. Es war eine Stimmung, gegen die ich nicht ankämpfen konnte.

Zum Glück hielt diese Stimmung nicht an. Es war ein Kaffeehaus am Ring, das mich zu einer besseren Meinung bekehrte. Mein Gott, war das ein Kaffeel! Nach einer einzigen Schale war ich ein ganz anderer Mensch.

Ich ließ mir Zeitungen kommen und blätterte darin. Zu meinem großen Erstaunen war in fast allen Tageszeitungen meine Ankunft angezeigt, und die größeren Blätter brachten sogar schmeichelhafte biographische Notizen über mich und erklärten mich für eine Art nationaler Berühmtheit. Ich freute mich darüber, ein bißchen stolz fühlt man sich ja doch, auch wenn man nur ein Physiker ist.

In gehobener Laune setzte ich meinen Spaziergang fort. Der Sonnenschein, der über den Straßen lag, war klar und winterlich hell geworden, ein bißchen Schnee verklärte Häuser und Gassen. So stampfte ich weiter, ein winzig kleiner — und ein bißchen eitler — Eroberer in dieser großen Stadt. Die Schaufenster in der Kärntner Straße zogen mich an. Ich hatte Geld, ja ich durfte mir mit meinem Kreditbrief über tausend Dollar geradezu reich vorkommen. Aber was sollte ich kaufen, ich, ein alleinstehender Mann?

In der Nähe des Stefansplatzes leuchtete mir aus dem Fenster eines Kürschners ein wundervoller, eleganter Damenpelz entgegen. Ich starrte ihn lange an und freute mich an den schönen Fellen, an der soliden Arbeit, an der gefälligen Form. Der Preis schien mir sehr mäßig, als ich ihn in Dollars umrechnete. Ich bedauerte in diesem Augenblick wirklich, daß ich keine Frau in Wien kannte, der ich eine Freude mit dem Pelz machen konnte. Nicht einmal eine verlassene Studentenliebste fiel mir ein. Auch in Amerika hatte ich niemanden.

Dennoch war die Versuchung, den Pelz zu kaufen, so stark, daß ich meine ganze Willenskraft aufbieten mußte, um eine solche Torheit zu unterlassen. Lächelnd über meine komische Anwandlung, aber noch immer in guter Stimmung, kehrte ich in mein Hotel zurück. Am Nachmittag machte ich ein paar Besuche bei Kollegen, und abends ging ich in die Oper mit der alten Gräfin Prosky, die mich schon in meiner Studien-

Norahs letztes Lied

Erste Fortsetzung unseres spannenden neuen Romans auf Seite 794.

zeit begroßmuttert hatte. Sie war von einer unheimlichen geistigen Regsamkeit.

II.

Am Mittag des nächsten Tages hielt ich in der Aula der Universität meinen kleinen Vortrag mit der angehängten Dankeshymne. Es waren gegen zweihundert Hörer anwesend. Auch Damen entdeckte ich in nicht geringer Zahl.

Ich sprach leicht und frei, dann und wann mit einem langen Blick die Reihen der Hörer musternd. Dabei fielen mir gleich zu Anfang zwei Damen auf, die sehr nahe, in der zweiten oder dritten Reihe, saßen und mit seltsam gespannter Miene zuhörten, obwohl sie offensichtlich nicht zu den Physikbesessenen zählten. Anfangs hielt ich sie für Schwestern. Aber später schien mir der Altersunterschied zu groß, wenn auch nicht so groß, daß ich sie für Mutter und Tochter hätte halten müssen. Tante und Nichte? Oder überhaupt nicht verwandt? Sie gingen mich wahrlich nichts an, aber ich muß gestehen, daß die Ungewißheit über ihren etwaigen Verwandtschaftsgrad mich zeitweise ablenkte. Willest lag es auch daran, daß sie mir beide in einer so persönlichen Haltung zuhörten und keinen Blick von mir ließen, gleichsam als wäre jedes Wort aus meinem Munde eine Offenbarung für sie.

Die ältere schätzte ich auf dreißig Jahre. Sie schien gut gewachsen und hatte ein angenehmes, hübsches Gesicht mit dunklen Augen, die mich immer etwas schwermütig anblickten. Ihr Mund war rot und frisch, wenn ich auch den Verdacht hatte, daß sie kosmetische Mittel anwandte. Sie trug eine schlichte, schwarze Pelzjacke, aus deren Ausschnitt eine hochgeschlossene weiße Seidenbluse — oder vielleicht auch nur ein Schal — hervorleuchtete.

Die jüngere neben ihr war eigentlich noch ein Kind oder bestenfalls ein Backfisch. Sie war vom gleichen Typ und sah der älteren, wer immer sie sein mochte, geradezu erstaunlich ähnlich. Nur eben, daß ihre Züge, wie das bei einer Fünfzehnjährigen ist, noch nicht ganz endgültig geformt waren und daß sie noch den Schmelz der ersten frischen Jugend trugen. Sie hatte dieselben dunklen Augen, aber ihr Blick war alles andere als schwermütig, er war aufgetan, lebensneugierig und von einer unbändigen, verhaltenen Lustigkeit. Einmal, als ich einen kleinen Scherz in meine trockene Rede einflucht, lachten sie beide, und da sah ich, daß sie sogar dieselben schönen weißen Zähne hatten, in genau der gleichen, ebenmäßigen Stellung.

Schließlich beendete ich meinen Vortrag und stammelte meinen Dank. Man spendete Beifall, der Präsident der Akademie sprach ein paar freundliche Worte zu mir, ich trat vom Podium hinunter und schüttelte geistesabwesend Hände, die sich mir entgegenstreckten. Jemand — es muß der Sekretär der Akademie gewesen sein — erinnerte mich an das Frühstück im Hotel und an den Wagen, der draußen auf mich wartete. Noch ein Gratulant und noch einer, dann war es überstanden.

Ich wandte mich gerade um, dem kleinen Zimmer zu, wo mein Hut und mein Pelz hingen, da sah ich plötzlich die Frau und das junge Mädchen vor mir stehen. Die Frau streckte mir etwas zaghaft die Hand entgegen und lächelte mich an, in diesem Augenblick wußte ich, daß wir uns durchaus nicht fremd waren. Ich mußte sie kennen, unbedingt mußte ich sie kennen. Aber wer war sie? Oh, das verdammte schlechte Gedächtnis!

„Grüß Gott“, sagte sie mit einer warmen, dunklen Stimme, die mich, ich weiß nicht warum, wohliger erschauern machte, „ich hab' mich ja so gefreut, dich wiederzusehen . . . und weit hast du's gebracht, Toni . . . wirklich, ich freu' mich so sehr . . . ich hab' unter den Gratulanten nicht fehlen wollen . . .“

Ich stand starr, mit halboffenem Mund, und muß ein unsagbar dummes Gesicht gemacht haben. Wenn ich auch das deutliche Gefühl hatte, die Dame zu kennen, so war ich doch weit davon entfernt, zu vermuten, daß ich mich mit ihr geduzt hatte, daß ich „Toni“ für sie war. Eine Sekunde lang schossen mir allerlei Namen und Situationen durch den Kopf, aber ich wußte sofort, daß nichts davon stimmte. Ich hatte diese Duzfreundin glattweg vergessen und verdrängt, aus meiner Erinnerung gelöscht. Aber warum? So schlecht war mein Gedächtnis nun doch nicht, daß es Namen und Umstände von Menschen nicht bewahrte, mit denen mich vertraute Freundschaft verbunden hatte. Wenigstens hatte ich einen solchen Fall noch nicht erlebt.

Sie merkte, in welchem Zustand und in welcher trostlos peinlicher Lage ich mich befand. Während sie versuchte, mir ihre Hand zu entziehen, sagte sie lächelnd: „Du hast ja keine Ahnung mehr, wer ich bin. Geh, schäm' dich, Toni . . . das hatt' ich net dacht . . .“

Ich hielt ihre Hand mit aller Gewalt fest. Es war

die einzige Geste von Herzlichkeit, die sich mir bot, und die Freundin hatte wohl ein Anrecht darauf. „Natürlich weiß ich, wer du bist“, sagte ich tollkühn, „aber es ist so lange her, nicht wahr . . . der Name liegt mir auf der Zunge . . .“

Nichts lag mir auf der Zunge, nicht der Hauch eines Namens. In meinem Hirn war nicht der Schatten einer Erinnerung, nur das Bewußtsein, daß ich die Frau kannte.

„Na, dann rat' mal ein Weischen . . .“

Ich riet eine halbe Minute, aber ich hätte ebenso gut raten können, wie der Mann im Mond hieß. Es war unnütz. Mein einziger Trost blieb, daß mir sofort alles einsallen würde, wenn sie mir ihren Namen nannte.

„Du mußt entschuldigen“, sagte ich bedrückt, „es ist wie verhext . . . mein Namensgedächtnis ist miserabel. Aber natürlich weiß ich, wer du bist . . .“

„Geh, red nicht so daher, Toni . . . nicht einen Schimmer hast. Freilich, es ist ja lang her, und du bist in der Welt herumkommen und hast tausend Leute kennengelernt . . . aber ich hatt' trotzdem nicht gedacht, daß du mich so ganz und gar vergessen könntst . . . Fast hatt' ich jetzt Lust, dir Grüßgott zu sagen und gar nicht mehr meinen Namen zu nennen. Wär' vielleicht überhaupt das Beste . . .“

Mit beiden Händen hielt ich ihre schmalen Finger fest und stand tief beschämt vor ihr. „Ich bitte dich“, sagte ich flehend, „mir deinen Namen zu nennen.“

Langsam entzog sie mir ihre Hand und sah mir aus ihren großen, tiefdunklen Augen ins Gesicht.

„Ich bin die Maria Bruckner.“

Ich hatte keine Ahnung, wer Maria Bruckner war. Der Name, so geläufig er im Oesterreichischen klingt, schien mir fremd, als hätte ich ihn nie gehört.

Sie sah natürlich sofort, daß es leer in mir blieb.

„Wann?“ fragte ich ratlos.

„Im Winter auf's achtzehner Jahr.“

Ich atmete auf. „Siehst, Maria, das erklärt mir alles. Bis zu diesem Augenblick war ich verzweifelt, weil ich es einfach nicht verstehen konnte . . . aber im Februar achtzehn bin ich am Piave verschüttet worden und hab' acht Monate im Lazarett . . .“

„Das brauchst du mir nicht zu erzählen, Toni“, fiel sie mir mit Ruhe ins Wort, „ich weiß es, ich habe dich oft besucht . . . in der Ufer Straße . . .“

„Nicht mal das weiß ich mehr, Maria. Ich kann dir gar nicht sagen, wie ich mir vorkomme.“

Sie beruhigte mich mit ein paar freundlichen Worten und war nun, da sie keinen Zweifel an der Echtheit meiner Bestürzung mehr hatte, auch nachsichtiger und ohne Vorwurf.

Jetzt erst, als ich meine Augen in Verlegenheit abwandte, sah ich das junge Mädchen neben Maria Bruckner stehen. Unwillkürlich nickte ich ihr zu.

„Das ist meine Tochter, die Hedi“, sagte Maria ohne jeglichen Nachdruck, als ob es das Selbstverständlichste von der Welt wäre, daß sie eine Tochter namens Hedi habe.

Ich reichte dem Mädchen die Hand und sah, wie sie sich das Lachen verbiß. Wahrscheinlich bin ich ihr sehr komisch vorgekommen, mit meiner Gedächtnisschwäche und meinem hilflosen, leeren Gesicht.

Also doch Mutter und Tochter, schloß es mir durch den Sinn. Ich musterte Maria noch einmal und fand, daß sie in der Tat älter als dreißig sein mußte, wenigstens drei bis fünf Jahre älter, wenn nicht mehr. Sie sah gut aus, sehr gut und fraulich hübsch, aber sie war doch ziemlich zielbewußt mit Puder, Rouge und Lippenstift umgegangen.

„Du bist verheiratet“, sagte ich halb fragend zu Maria, während ich die Hand ihrer Tochter losließ.

„Gewesen, Toni. Es war eine von den kurzen Kriegsehen. Er ist gefallen . . .“

„Oh“, machte ich bedauernd. Aber Maria schien nicht empfindlich zu sein und Hedi offenbar noch weniger; sie hörte nicht eine Sekunde zu lächeln auf, als von ihres Vaters Tod die Rede war.

„Können wir uns heut' abend sehen?“ fragte ich Maria.

„Abends nicht gern“, entgegnete sie so langsam, daß es beinahe wie Verlegenheit klang. „Ich muß früh schlafen gehn, weil ich anstrengenden Dienst habe . . . war' es dir am Nachmittag recht?“

Ich beeilte mich zu versichern, daß ich mich ganz nach ihr richten würde, und wir verabredeten, daß ich sie um vier Uhr zu einer Tasse Kaffee besuchen sollte. Wir sollten gemütlich unter uns sein, sagte sie. Die Adresse schrieb sie mir auf, es war eine mir ganz unbekannte Gasse in Margareten.

Der Sekretär der Akademie kam zum zweiten Male, um mich an das Frühstück zu erinnern. Ich drückte einen Kuß auf Marias Hand und verabschiedete mich auch von der Tochter, die die ganze Zeit mit etwas spöttischen Blicken meinen Frack gemustert hatte.

Während ich mir meinen Pelz holen ließ und mich mit dem Sekretär unterhielt, sah ich den beiden nach, wie sie die Aula verließen. Das Mädchen redete lebhaft auf ihre Mutter ein, aber Maria schien nichts oder sehr wenig zu entgegnet. Sie schritt langsam, in guter Haltung, auf die große Tür zu und ging hindurch, ohne noch einen Blick rückwärts zu werfen. Hedi aber wandte sich in der Tür um und lachte mir noch einmal zu.

„Sie kennen nicht zufällig diese Frau Bruckner?“ fragte ich den Sekretär.

„Nicht mit Namen, Herr Professor. Aber ich habe sie oft gesehn und weiß, wer sie ist. Sie ist Kassiererin bei Markwald . . . Theater- und Konzertkarten . . . man kennt sie halt, wenn man zu Konzerten geht . . .“

„Aha“, sagte ich nur, „aha . . .“

*

Das Frühstück im Hotel war entsetzlich. Mein Stehkragen kniff mich insam, der Wein stieg mir zu Kopf, die Reden langweilten mich, und ich war so zerstreut und unaufmerksam, daß man über mich zu lächeln begann. Natürlich war es das Geheimnis meiner Freundschaft mit Maria Bruckner, das mich so unset und zerfahren machte. Durch sechs ausgezeichnete Gänge hindurch bemühte ich meine Erinnerung, ohne den geringsten Erfolg. Nur eines schien mir sicher: daß ich kein Liebesverhältnis mit ihr gehabt hatte.

Im Winter auf achtzehn war ich zwar in der Heimat gewesen, in Wien und Innsbruck, aber ich hatte ganz allein gelebt, ohne jede Geliebte. Wenn ich mir mal ein flüchtiges Abenteuer geleistet hatte, was bestimmt vorgekommen war, so konnte es schwerlich Maria Bruckner gewesen sein, schwerlich eine, in deren Erinnerung überhaupt mein Name gehaftet hatte. Andererseits blieb es nach wie vor erstaunlich, daß die Duzfreundschaft mit Maria aus jenem Winter stammen sollte. Welcher Art immer die Freundschaft gewesen war, ich hätte mich jetzt darauf besinnen müssen. Ich nahm mir fest vor, Maria nach allen Einzelheiten zu fragen, ohne Scham über mein schlechtes Gedächtnis, das ja durch die Folgen der Verschüttung entschuldigt war.

Endlich nahm das Frühstück mit schwarzem Kaffee und noch schwärzeren Zigarren ein Ende. Ich war wie erlöst, als ich mich empfehlen konnte. Mit schwerem Kopf und überladenen Magen machte ich einen kurzen Spaziergang, kaufte Blumen für Maria und Konfekt für ihre Tochter und kehrte dann in mein Hotel zurück. Ein Bad und ein halbes Stündchen Schlaf erfrischten mich leidlich, und als ich wieder in einem vernünftigen Anzug stat und einen weichen Kragen um den Hals fühlte, war ich ganz in Ordnung. Ich ließ eine Taxe holen und nannte die Adresse im fünften Bezirk, die Maria mir gegeben hatte. Es schneite, als ich abfuhr.

III.

Szondan-Gasse 4 war ein finsternes, altes Mietshaus, in dem eine Unmenge Menschen zu wohnen schien. Die Zahl der primitiven Türschilder war verwirrend; es roch trotz der späten Nachmittagsstunde aus allen Fluren nach Kohl und Schmalz.

Maria Bruckners kleines, halbblindes Messingschild an einer Tür des Seitenflügels im dritten Stock zeigte mir ihre Wohnung. Ich war froh, daß es hier nur nach Kaffee roch. Auf mein Läuten öffnete Hedi die Tür und ließ mich ein.

„Grüß Gott, Herr Professor“, sagte sie mit der ihr eigenen Lustigkeit, „kommen S' nur herein, die Mammusch macht grad den Kaffee, und dabei läßt sie sich nicht stören . . .“

„Auch von Ihnen nicht?“ fragte ich lächelnd. Mir schien, daß das Mädel ganz gut den Kaffee hätte kochen können, während die „Mammusch“ sich ausruhte.

„Nein, auch von mir nicht. Ich helf' beim Mittagessen und mach' das Nachtmahl oft ganz allein . . . aber wenn die Mammusch zur Tausen da ist, darf ich mich net blicken lassen in der Küche . . .“

„So, so“, sagte ich nur, „das läßt sie sich also nicht nehmen.“

Hedi half mir aus dem Pelz und hingte ihn irgendwo in dem halbdunklen engen Flur auf. Aus der Küche drang das Klappern von Tassen.

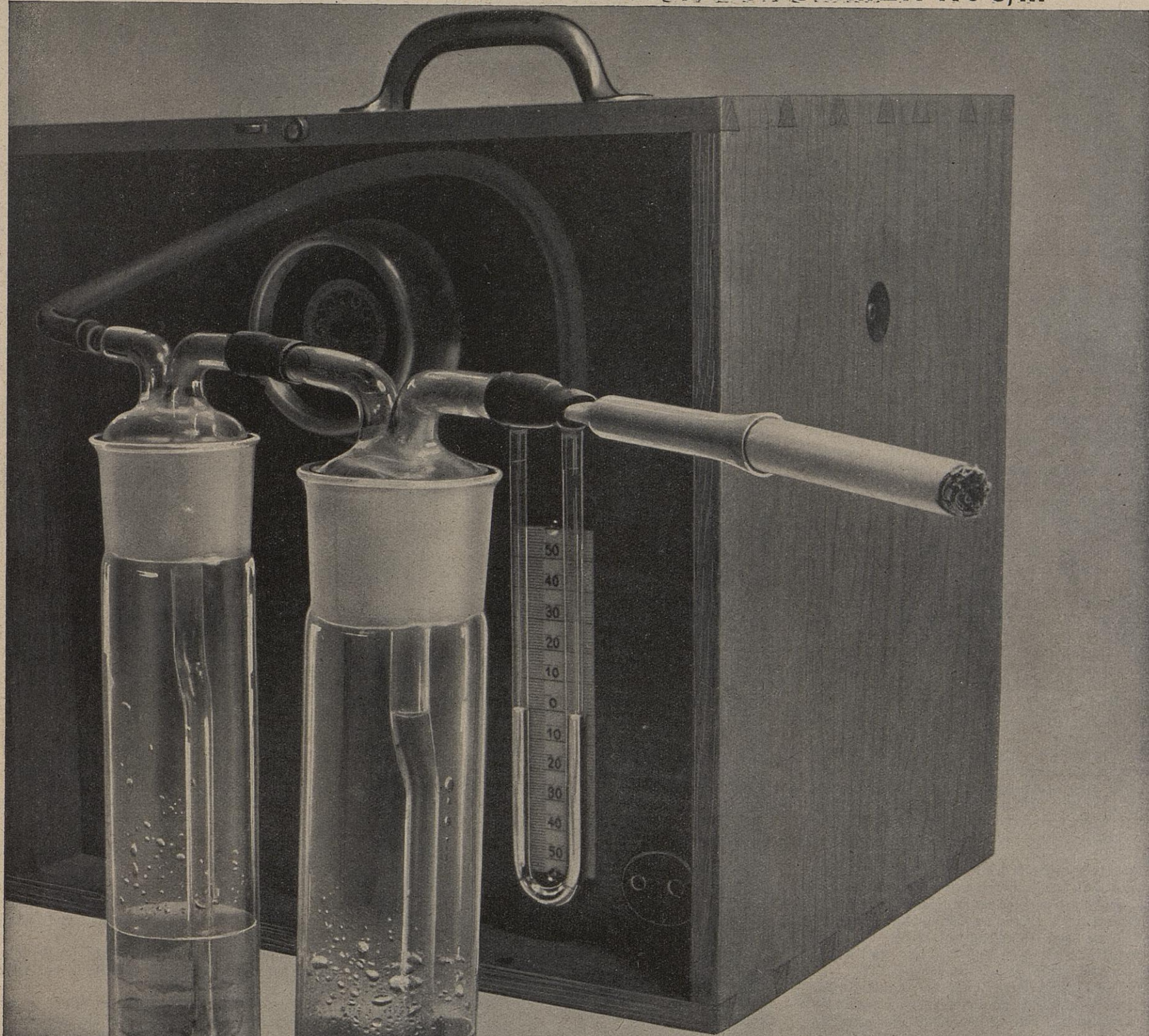
„Ich hoffe, Sie essen Konfekt?“ fragte ich, während ich Hedi die riesige Schachtel hinhielt.

„Huh!“ sagte sie bewundernd, „meine Leidenschaft, bis ich mich vor Bauchwickeln krümm' . . . schönen Dank, Herr Professor.“

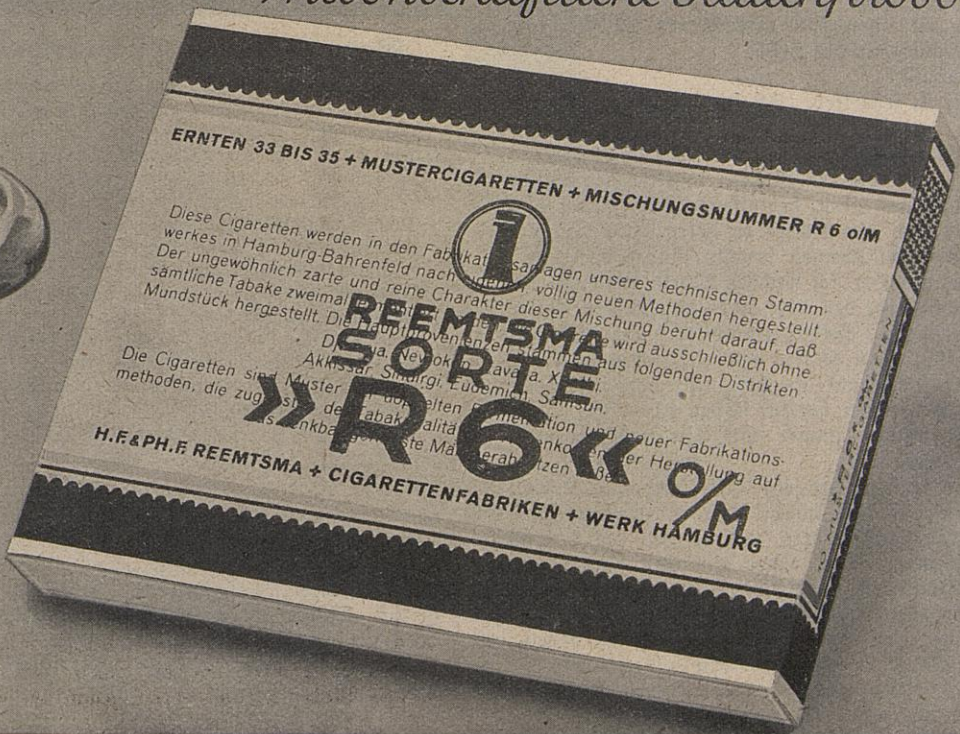
Ich mußte lachen, während sie mich in das kleine Wohnzimmer führte. Hier war es gar nicht so karglich, wie ich befürchtet hatte. Ein runder Tisch war nett für drei gedeckt, Sofa und Stühle in Biedermeierform wirkten anheimelnd, und was sonst noch da war, schien schlicht und geschmackvoll.

Hedi zündete die Gaslampe über dem Tisch an und bewunderte die Blumen, die ich inzwischen aus dem

+ MUSTERCIGARETTEN + MISCHUNGSNUMMER R6 o/M +



Wissenschaftliche Rauchproben



*Doppelt
fermentiert*
4/8

Papier genommen hatte. „Mein Gott, wird sich die Mammusch freuen“, sagte sie ganz ergriffen, „sie liebt Blumen so sehr und kriegt nie welche. Ich kauf' ihr manchmal zum Sonntag ein Sträußchen vom Taschengeld, aber das sind halt nur Blümern, nicht Blumen.“

„Immerhin ist es schön“, lobte ich sie, „daß Sie ihr vom Taschengeld Blümern kaufen. Es kommt ja auf die Freude an, die man macht, nicht auf den Wert des Geschenks.“

Ich hatte nun erwartet, daß Hedi den moralischen Sinn meiner Ausführungen über „Blümern und Blumen“ bestätigen würde. Statt dessen sagte sie mir drollig ins Gesicht: „Wie ein Pfarrer reden Sie daher. Die armen Eskimos am Nordpol, die müssen ja nix zu lachen g'habt haben, solange Sie da die Windstärke kontrolliert ham... aber ein Professor und ein Pfarrer das is ja eh' alles eins.“

Es klang ein wenig geringschätzig und recht lustig, wie sie das sagte. Ich betrachtete sie zum ersten Male genau und aus der Nähe. Sie war zierlich, aber ziemlich groß dabei, hatte ein auffallend hübsches Gesicht, und es ging eine erstaunliche Munterkeit von ihr aus, eine Munterkeit, die sozusagen vom Scheitel bis zur Sohle reichte. Hedi war, ohne zappelig zu sein, immer in Bewegung, und jeder Schritt, jede Geste war bei ihr heiter. Auch die frischen Farben ihres Gesichts trugen zu dem Eindruck unbändiger Lustigkeit bei, den sie auf mich machte. Dabei habe ich sie nie ein albernes Wort sagen hören.

Maria trat jetzt ein und entschuldigte sich wegen der Verzögerung. Sie freute sich sichtlich über die Blumen, obwohl sie mir den Vorwurf der Verschwendung machte, und schickte Hedi gleich nach einer Base. Als das Kind draußen war, sagte Maria beinahe hastig: „Ich kann dir gar nicht sagen, wie ich mich freu', daß du hier bist, Toni. So oft hab' ich an dich denken müssen... und immer warst du so weit weg...“

„Aber doch nicht so weit“, wandte ich ein, „daß ich keine Post gekriegt hätte. Auf der Universität hätte man dir immer gesagt, wo ich stecke...“

„Ja freilich... aber du hättest dann doch gedacht... na, was ein Mann halt denkt, wenn sich die Gespenster seiner Jugend melden. Und außerdem, du hättest mich ja gar net gekannt...“

Auf ihre letzte Bemerkung, die unwiderlegbar richtig war, entgegnete ich nichts, aber ich machte ihr das Kompliment, daß sie jedenfalls ein reizendes „Gespenst“ gewesen wäre und daß ich mich, hätte sie ein Bild beigelegt, bestimmt nicht vor ihr gefürchtet hätte.

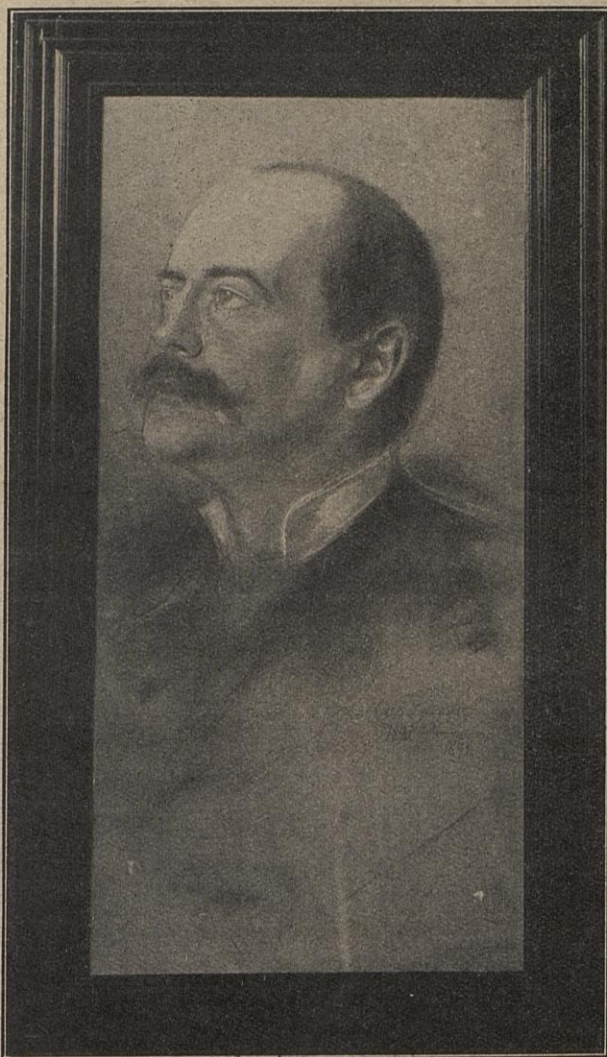
„Ach geh“, sagte sie lächelnd, „ich bin jetzt eine alte Frau mit einem bald erwachsenen Mädchel. Wie findest du übrigens die Hedi?“

„Entzückend.“

„Ja, sie ist sehr lieb. Ich freu' mich jede Stund' an ihr.“

In diesem Augenblick kam die Tochter wieder ins Zimmer. Sie stellte die Blumen in eine mit Wasser gefüllte Vase und ging, bei offener Tür, gleich wieder hinaus, um den Kaffee zu holen. Es fiel mir auf, daß sie zwei Kannen brachte, eine größere und eine kleine, aus der sich nachher Maria bediente. Ich vermutete, daß ihr der Arzt einen schwächeren Kaffee verordnet hatte. Selbstverständlich nahm ich das nicht tragisch, denn Maria sah wirklich nicht krank aus. Aber später als die Ereignisse eine bestimmte Wendung genommen hatten, schien mir diese harmlose kleine Kanne immer wie ein hassenswertes, düsteres Symbol.

Zu dritt tranken wir jetzt Kaffee und aßen Kuchen und unterhielten uns, hauptsächlich über Amerika. Hedi war unerhört wißbegierig, und es gab nichts, was sie nicht interessiert hätte. Aber alle ihre Fragen waren angenehm natürlich und kindlich, in den Grenzen ihres Alters. Trotzdem wünschte ich, sie möchte mal aus dem Zimmer oder lieber noch aus der Wohnung gehen und mich mit Maria allein lassen. Schließlich wollte ich ja heute nachmittag noch etwas Näheres über unsere rätselhafteste Freundschaft erfahren.



Wenn man das Bild herumdreht...

Die Silvesternacht von 1890 auf 1891 feierte Fürst Bismarck im engsten Kreise auf Schloß Varzin in Pommern. Nur wenige Gäste waren anwesend, unter ihnen der dem Hause eng verbundene Maler Franz von Lenbach. „3 Stunden vor 1891“ zeichnete Lenbach den Kopf des Grafen Wilhelm von Bismarck, des jüngeren Sohnes des Fürsten (unteres Bild). Wilhelm, im Familienkreise Bill gerufen, nahm die Zeichnung in lustiger Silvesterstimmung an sich und entwarf auf der Rückseite eine Phantasielandschaft mit einem Turm und der aufgehenden Sonne. Dann war wieder Lenbach an der Reihe: er setzte neben die Landschaft den Kopf des Fürsten Bismarck (oberes Bild). Heute hängt das Bild des Grafen Wilhelm auf Schloß Varzin, und nur selten darf ein Besucher die Rückseite mit dem Porträt des Fürsten von Lenbachs Meisterhand betrachten.

Fot. Hans Retzlaff (2)

Etwas Sonderbares oder wenigstens für mich Sonderbares ereignete sich noch, als wir so um den Tisch saßen. Ich hatte Hedi mit „Sie“ angeredet und hatte dann und wann sogar ein „Fräulein Hedi“ hinzugesetzt. Maria schien das zuerst überhört zu haben, aber als es ihr auffiel, wandte sie sich beinahe vorwurfsvoll zu mir: „Ach geh, du wirst doch zu dem Fraß nicht Sie sagen... das macht sie ja noch verdrehter, als sie schon ist.“

Hedi war sehr gespannt, was ich erwidern würde. Ich lachte sie an und sagte zu Maria, das Kind sei doch zu groß, um sie noch zu duzen.

„Siehst du!“ sagte Hedi stolz zu ihrer Mutter.

„Unfinn. Du bist ein Schulmädchel, und zu Schulmädcheln sagt man du.“

„Nicht, wenn sie so groß sind“, verbesserte ich Maria und setzte gleich hinzu: „Ich werd' sie Hedi nennen, wenn es ihr recht ist, aber Hedi und Sie.“

Das Mädchel sagte nichts mehr, und Maria verhehlte kaum, daß es ihr so nicht lieb war. Sie mochte wohl im stillen fürchten, daß ihr das Kind über den Kopf wachse, wenn man es als eine Große behandelte.

Gerade als wir davon sprachen, daß ich noch zwei Wochen in Wien bleiben

würde, empfahl sich Hedi mit der Bemerkung, sie müsse zur Turnstunde. Sie küßte ihre Mutter zum Abschied und schüttelte mir kräftig die Hand, sich noch einmal für das Konfekt bedankend.

Als sie gegangen war, rauchte ich gedankenvoll eine Zigarette. Zwischen Maria und mir war plötzlich ein Schweigen, und ich brach es absichtlich nicht, weil ich fand, daß es gut für die Frage war, die ich jetzt Maria vorlegen wollte. Mochte sie ruhig nachdenklich werden.

„Woran denkst du?“ fragte sie schließlich.

„Ich denke, daß ich noch immer nicht weiß, wer du bist, Maria“, entgegnete ich ruhig. „Ich kenne zwar deinen Namen... aber sonst weiß ich nichts von dir, buchstäblich nichts. Ich hoffe, daß dich das nicht verlegt — mein Nervenzusammenbruch von damals muß mit entschuldigen.“

„Natürlich verlegt es mich nicht“, sagte sie leise, „ich weiß doch das alles... ich hab' dich ja oft in der Klinik besucht, in der ersten Zeit wenigstens.“

„Und nachher nicht mehr?“

„Nein. Nachher nicht mehr... es sah so hoffnungslos aus mit dir, damals... man konnt' ja nicht mit dir reden...“ Ihre Stimme geriet ins Zittern. „Zulezt“, sagte sie stöhnend, „hab' ich dich nimmer anschauen können...“

„Nun ja“, meinte ich beruhigend, „ich weiß, wie das ist. Es graust einen in solch einem Lazarett. Aber schließlich hat man mich geheilt und entlassen, und heute bin ich kerngesund...“

„Gott sei Dank“, sagte sie, „Gott sei Dank... darum hab' ich mich ja auch so gefreut, dich wiederzusehn.“

Ich stand auf, nahm ihre beiden Hände in meine Linke und legte ihr die Rechte auf die Schulter. „Ich bitte dich jetzt, Maria, mir alles zu erzählen... wie es mit uns war... wie wir uns kennengelernt haben... wie wir...“

„Nein!“ fiel sie mir hart ins Wort, „ich mag nichts erzählen... ich will nicht...“ Sie befreite sich aus meinen Händen, stand auf und ging erregt in dem kleinen Zimmer umher.

„Es ist auch wirklich nicht so wichtig“, fuhr sie nach einer Weile schon ruhiger fort. „Im Grunde sind ich's ganz gut, daß du von nichts weißt. Ich seh' eine Art Bestimmung darin... und... und... und ich find' es halt gut so. Nein, ich sag' dir nix, Toni, und wenn du klug bist, quälst du mich nicht. Laß uns gute Freunde sein, solange du hier bist, das ist alles, um was ich dich bitt'...“

Das klang so geheimnisvoll, daß ich mich damit nicht zufrieden geben konnte. Eine Art von Bestimmung sah sie darin, daß ich sie vergessen hatte... Es schien mir sehr sonderbar.

Für eine volle Minute stand wieder das Schweigen zwischen uns. Eine Uhr tickte in die Stille hinein, und ganz deutlich hörte ich das schwere, beinahe zitternde Atmen Marias, die hinter mir, am Fenster, regungslos stand.

Ich wandte mich zu ihr um. „Maria“, sagte ich, „du warst doch nicht... du warst nicht meine Geliebte, nein?“

Nach einer Pause entgegnete sie beklommen: „Nein.“

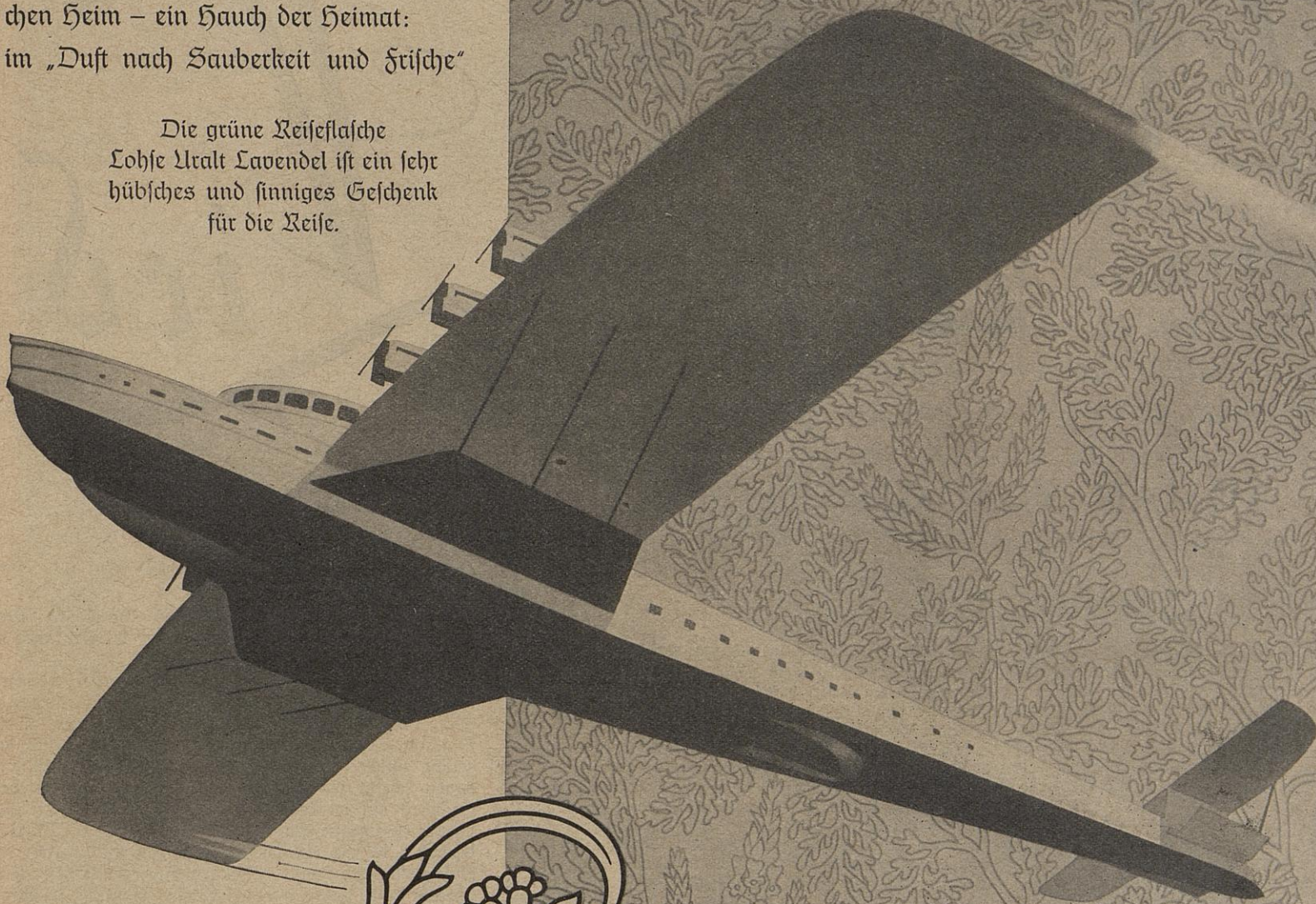
Das konnte eine Lüge sein oder auch nicht, ich wußte nicht, was ich denken sollte.

(1. Fortsetzung folgt.)

Mit dem Flugzeug

über Wolken und Länder hinweg zu fernen Gestaden, überall begleitet uns ein Stückchen Heim – ein Hauch der Heimat: im „Duft nach Sauberkeit und Frische“

Die grüne Reiseflasche Lohse Uralt Lavendel ist ein sehr hübsches und sinniges Geschenk für die Reise.



Lohse Uralt Lavendel ist urchtens Lavendel, keine Nachbildung mittels künstlicher Riechstoffe! Darum ist es auch so einzigartig erfrischend. Gewähr für seine Echtheit und gleichbleibende Güte bietet der Schriftzug „Lohse“ auf der Siegelmarke.

Norahs letztes Lied

ROMAN VON GERTRUD VON BROCKDORFF

Copyright 1938 by Deutscher Verlag, Berlin

Inhalt des bisher erschienenen Teils:

In einer Straße von Philadelphia erkundigt sich an einem Herbsttage eine Dame, etwa 35 Jahre alt, nach Frau Mezzacapo. Sie wird nach dem dritten Haus rechts gewiesen. Frau Mezzacapo ist eine alte italienische Gesangslehrerin. Die Besucherin nennt ihren Namen: Norah Robertson. Frau Mezzacapo ist überrascht, ihre einstige Schülerin vor sich zu sehen; sie fragt nach dem Impresario Lannion. Norah erklärt, Lannion sei tot. Etwa sechs Wochen zuvor hat Frau Mezzacapo an Lannion geschrieben, weil eine Frau Alice Bernot bei ihr war, um nach einer früheren Bekannten Lannions zu forschen. Diese Bekannte war Marion Traß, die Frau eines deutschen Kapitäns, die sich von ihrem Mann getrennt hatte, in New York mit der Sängerin Norah Robertson zusammen wohnte und später in Erie starb. Auch Marion Traß war eine Schülerin von Frau Mezzacapo. Norah Robertson besteht darauf, der Italienerin vorzusingen. Nach einer schweren Erkrankung sei sie jahrelang stimmlos gewesen. Sie wolle wieder singen, nicht in Amerika, wo ihre Geschichte von den Zeitungen gebracht worden sei, sondern in Deutschland. Tonio Brettschneider, der Inhaber einer deutschen Konzertagentur, habe ihr ein Angebot gemacht. Norah Robertson singt; die Italienerin lauscht, aber sie äußert Bedenken gegen den Plan, nach Deutschland zu gehen. Unter allen möglichen Papieren sucht sie die Karte von Frau Alice Bernot hervor: Brooklyn, Riverside Drive. Mit dem Nachtzug fährt Norah Robertson von Philadelphia nach New York. Ein Reporter des „Erie Dispatch“, Jim Hill, erkennt sie, ob-

wohl sie leugnet. Er sagt ihr, daß Alice Bernot plötzlich gestorben sei, wahrscheinlich nachdem sie zu viel von ihrer Herzmedizin genommen habe. Unmittelbar vorher war ein Ruffe bei ihr, der sich Mr. Gregor nannte. Man hat ihn seitdem nicht auffinden können. Norah Robertson faßt nach ihrer Tasche, einer Schlangenhauttasche, und bereitet sich zum Aussteigen vor. In derselben Stunde, in der sie vor der Bahnhofshalle eine Tasse anruft, ist in Deutschland Mittag. Bei Spandau liegt auf der Spree der Schleppstern „Emma“, der nach Hamburg unterwegs ist. Der Eigentümer Köbeling hat einen neuen Bootsmann eingestellt, Thomas Traß. So hieß der Kapitän des verunglückten Schiffes „John Storjohann“, dem vom Hamburger Seeamt das Patent entzogen worden ist, weil man ihm die Schuld an dem Zusammenstoß der „John Storjohann“ mit der „Maya-Stina“ beimaß. Der neue Bootsmann liest einen Brief des Hamburger Gastwirts Maimöller, der auf der „John Storjohann“ Koch war. Maimöller schreibt ihm, er solle schnell nach Hamburg kommen. Von New York sei der frühere Steward Gregor Smirnow eingetroffen, der plötzlich viel Geld zu haben scheine und von dem Tode der Frau Bernot erzählt habe. An Bord der „Emma“ scheint eine Frau zu sein oder ein Mädchen; denn vor den Kajütenfenstern blühen Blumen. Bullerkist, der zweite Bootsmann, ein junger Mensch, fragt Traß, wo er seinen Lederkoffer gekauft habe. „In New York“, erwidert Traß; und er sieht den Laden am Broadway vor sich. Noch etwas hat er dort gekauft, eine Schlangenhauttasche — — —

Auf einem Tischchen unter dem Fenster entdeckt Traß ein Grammophon, das offenbar Bullerkist gehört. Er lächelt flüchtig und hochmütig, wobei seine Lippen sich wieder spannen. Jetzt wird er wieder Herr über sich, er pfeift einen wilden Marsch oder eigentlich zwei Märsche, die er durcheinandermengt, ein dissonanzreiches Chaos, vor dem die Erinnerungen die Flucht ergreifen. Er betrachtet noch rasch die Kochgelegenheit nebenan, gegen die nichts einzuwenden ist, dann geht er in seiner raschen und zielbewußten Art nach draußen. Auf dem Vorderschiff stößt er wieder auf Bullerkist.

„Mensch, kannst du pfeifen!“ sagt der lachend. „Ich hab' dich bis hierher gehört — vierzig Meter gegen den Wind!“

„Dann ist's richtig“, versteht Traß, um weitere Worte abzuschneiden. Aber da kennt er Bullerkist schlecht. Der kann überhaupt nicht arbeiten, ohne zu reden.

„Sag' ich auch immer“, meint er, „nur tüchtig drauf gepfeifen, wenn etwas quergeht.“

Traß zieht die Brauen in die Höhe. „Naja“, lacht Bullerkist, „hab' dich da drüben in einen Brief vertieft gesehen, war wohl'n lausiger Brief, was?“

Statt zu antworten, nimmt Traß das Stakenruder in die Hand und sagt: „Ihr habt natürlich durch die Erkrankung meines Vorgängers Zeit verloren, da wollen

wir uns mal ranhalten!“ Dabei denkt er: Ich soll möglichst bald in Hamburg sein, schreibt Maimöller.

Bullerkist zieht sich ein bißchen zurück. Er hat seine Erfahrungen und ist entschlossen, sich nichts gefallen zu lassen. Der Neue scheint ihm einer von den Ueberlegenen zu sein, vor denen man sich in acht nehmen muß. Bullerkist blinzelt mit seinen schmalen, pfiffigen Augen zu Traß hinüber.

„Schöne Schweinerei mit dem Göttisch“, sagt er. „Göttisch war nämlich der bewußte Bootsmann. Geht mittags an Land und kommt abends ganz aufgedunsen zurück. Masern! Was sagst du bloß dazu? Ein erwachsener Mensch, der die Masern kriegt!“

Traß sagt gar nichts dazu, sondern macht nur eine gleichgültige Bewegung. Dann setzt er den Sprick in den Grund ein, legt den Hammer an die Schulter und schiebt ihn vorwärts, als wäre der Gegendruck der Strömung überhaupt nicht zu spüren. Er geht mit seinem ruhigen Seemannsschritt stakend an der Reling entlang; er greift mit den Händen an die Laufbretter, um seinen Stößen größeren Nachdruck zu verleihen. Bullerkist findet es zwar nicht leicht, dieses Tempo mitzuhalten, aber er will sich nicht lumpen lassen. Sein Gesicht färbt sich dunkler; die Schweißtropfen auf seiner Stirn vermischen sich mit dem dünnen, stehenden Regen.

„Alle Achtung!“ ruft er, „aber was zuviel ist, ist zu-

viel. Die „Emma“ ist eigentlich kein Rennboot. Wenn wir so weitermachen, sind wir in einer Viertelstunde an der Schulenburgbrücke!“

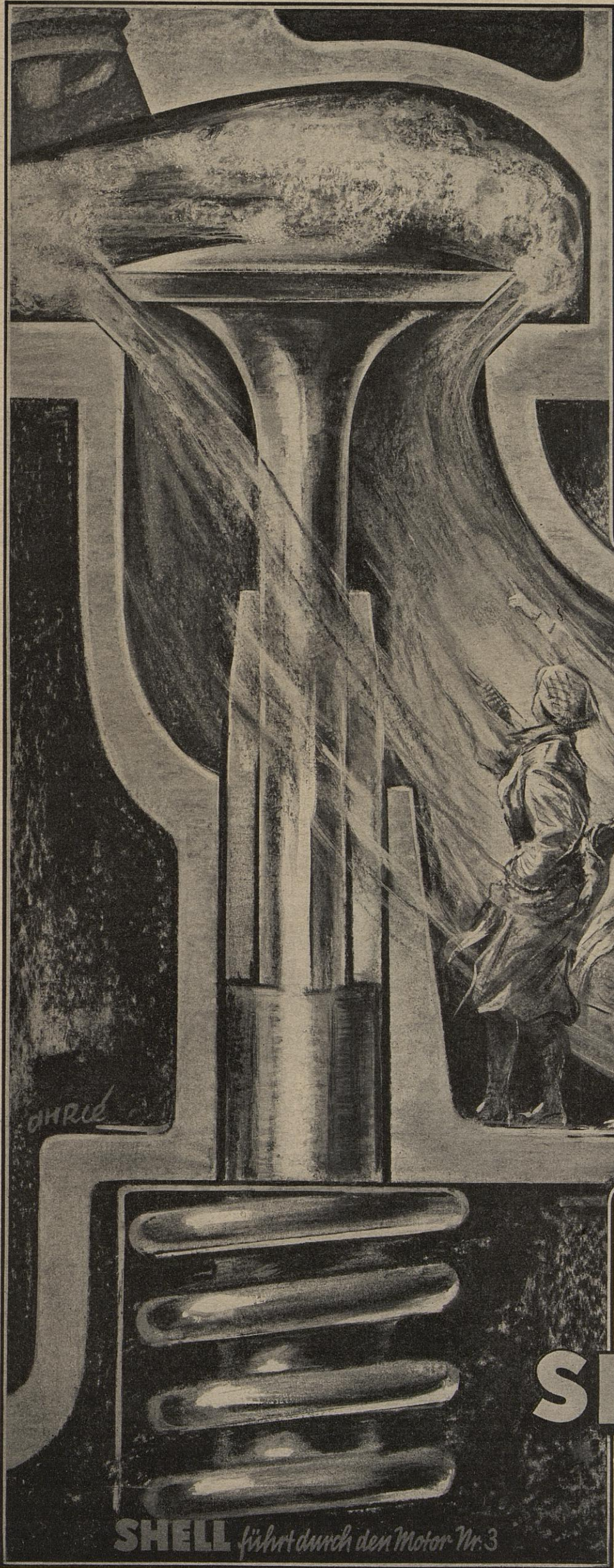
Traß lächelt, ohne zu antworten. Bullerkist ärgert sich darüber. Aber dann geht das Lächeln in ein Lachen über, das des Neuen Gesicht auf überraschende Weise verjüngt. Es zeigt starke, blühende Zähne. Und das gefällt Bullerkist, es verjüngt ihn, er wird lustig, und davon scheint sogar das Wetter angesteckt zu werden. Es wird ein wenig heller, obwohl am Horizont schon wieder eine graue Wolkenwand in die Höhe wächst. Vom Ufer her kommt ein schwerer Luftzug und bringt den Duft nasser Erde und wellenden Grases mit sich. Eine schmale junge Birke, hart am Wasser, biegt sich im Wind. Traß blickt hinüber. Gleich darauf aber dreht er sich schroff um; er fühlt, daß jemand ihn ansieht.

Ein junges Mädchen ist aus der Kajütentür getreten und hält ihre großen Augen unter schräg aufwärts gezeichneten Brauen fest auf ihn gerichtet. Traß blickt geradenwegs in sie hinein, und da entdeckt er etwas, das ihn im Innersten trifft. Es ist ein sehnsüchtiger, verhaltener, aus dunklen Tiefen fragender Ausdruck in den Augen des Mädchens. Ein Ausdruck, der schon einmal da war in dem Stück Welt, das das Leben von Thomas Traß ausmacht.

Marions Augen...

Traß blickt wie verzaubert. Das Mädchen wird rot, weicht aus, nickt ihm mit einer abermaligen, verstohlenen Kopfwendung zu. Unter dem hartnäckigen Blick von Traß fängt sie an zu lächeln. Kurz darauf geht sie unerschrocken an ihm vorbei. Noch einmal fängt er den großen, verwunderten Blick dieser Augen auf, die zu sagen scheinen, daß ihnen noch nie ein so scharfes und kühnes Gesicht begegnet sei; noch einmal greift es ihm ans Herz, so daß er sich unter heimlichem Zittern auf seine Arbeit stürzt, in der er unwillkürlich sekundenlang innegehalten hat.

Das Mädchen ist nicht besonders hübsch. Ihr Gesicht mit den vorstehenden Backenknochen ist blaß; aus ihrem glatten, hellbraunen Haar haben sich ein paar Strähnen gelöst und flattern unwillig um eine runde Kinderstirn. Aber die Augen, diese grauen, von sehr dunklen Wimpern umrandeten Augen... Jetzt blicken sie an Traß vorbei auf die Schulenburgbrücke, die gerade in Sicht kommt, jetzt kehren sie zu dem festen Profil des Mannes zurück, ohne zu ahnen, daß um die Lippen noch immer das Lächeln liegt und sich langsam vertieft. Und außer den Augen ist noch etwas Anziehendes an dem Mädchen, der Gang, der an Marions Mädchenzeit erinnert; es ist eine leichte, unbewußte und beschwingte Art des Gehens. Das blaue Kleid wird dabei vom Wind eng an den Körper gepreßt. Es hat ein kräftiges Blau, das wie ein greller Fleck in die trauernden Farben der herbstlichen Landschaft hineinragt und sie seltsam beunruhigt.



Ventile prüfen Qualität!

Bei geöffnetem Einlaßventil stürzt das Gasgemisch, Kraftstoff und Luft, in den Verbrennungsraum. 1250mal bei jedem Fahrkilometer öffnet sich das Ventil. 1250mal schnellt das Ventil mit hoher Federkraft auf den Ventilsitz zurück. Trotz dieser Beanspruchung: blitzsaubere Ventilteller, haarge-naue Sitzflächen, spiegelglatte Ventilschäfte, wenn

SHELL KRAFTSTOFFE

die Arbeit leisten. Sie sind kraftvoll, zuverlässig und sparsam im Verbrauch. Genau so wichtig für den einwandfreien Zustand der Ventile ist die Qualität des Schmieröles.

Langjährige wissenschaftliche Versuche in den Laboratorien und praktische Erfahrungen auf ungezählten Straßen der ganzen Welt erbrachten stets den nüchternen Beweis für die werterhalten-

den Eigenschaften der nach modernsten Verfahren in deutschen Fabriken hergestellten

SHELL AUTOÖLE

SHELL führt durch den Motor Nr. 3



Wändrich-Melben

Kleiner Unterricht in der Kunst: im Badeanzug Dame sein

Schwimmen wollen wir alle. Aber man müßte keine Frau sein, wenn man darüber hinaus nicht noch einen kleinen Ehrgeiz hätte: im Badeanzug nett auszusehen. Wie macht man's, daß man auch im Badeanzug wie eine gut angezogene Dame aussieht? Zunächst die Grundregel: nichts Überladenes. Hauptzweck des Badeanzuges ist, die Figur so schön wie möglich zur Geltung zu bringen. Ein schlichter Anzug paßt dazu meistens besser. Zweitens: nicht zu streng und zu männlich. Die Frau soll sich als Frau mit allem weiblichen Scharm geben, auch im Badeanzug. Drittens: man muß um die kleinen Feinheiten wissen, eine volle Figur zu strecken, eine überschlankte Figur weiblicher zu machen. Viertens: das Ziel muß ein eigener persönlicher Stil sein, der sich den drei Grundregeln anpaßt. Wie sorgfältig wählt man das Kleid! 20 Zeitschriften blättert man durch. 30 Stoffe läßt man durch die Finger gehen. Sollte man den Badeanzug nicht genau so sorgfältig auswählen, wenn von ihm soviel für den Eindruck unserer Figur abhängt? Eine Hilfe dabei bietet Ihnen der unten angekündigte Prospekt mit der genauen Beschreibung von 7 persönlich geschnittenen Badeanzügen. Bei jedem Anzug finden Sie auch genau die dazu passende Figur beschrieben.

Gutschein An Juvena-Fabrik, Abt. 16a, Chemnitz, Herberstraße 4/10.
Senden Sie mir gegen diesen Gutschein den neuen Prospekt.

Name:

Ort und Straße:

Juvena

Als eine Biegung des Flusses kommt, geht Traß zu Bullerkist auf die Gruben-

seite.

„Wer ist das Mädel?“ fragt er. „Köbelings Tochter?“
Bullerkist nickt. „Stieftochter. Nett, nicht wahr? Und sehr ordentlich. Die Mutter ist tot. Wird für den Alten nicht leicht werden, wenn er sich mal ohne die Martha behelfen muß.“

„Will sie denn fort?“

„Klar, Mensch. So eine wird doch im Handumdrehen geheiratet!“ Er sieht sich um und spricht während des Stakens halblaut weiter: „Soll mich wundern, ob die Geschichte was wird.“

Der geheimnisvolle Ton läßt Traß aufmerken.

„Welche Geschichte?“

„Na, die mit der Martha und dem Heilunga.“

„Heilunga?“

Traß gibt dem Steuer einen ziemlich heftigen Ruck nach links.

„Kennst du den Heilunga?“ fragt Bullerkist.

„Ich habe mal Krach mit ihm gehabt.“

„Na, dann weißt du ja Bescheid. Mit wem hat er eigentlich noch keinen Krach gehabt? Die hitzige Natur ist schließlich nicht seine Schuld, aber das Geld ist ihm wohl zu Kopf gestiegen. Na, er ist schon ein Kerl. Und sein Kahn, der „Ernst“, ist prima, da ist gar nichts anderes zu sagen. Wenn der Heilunga sich für die Martha interessiert, dann ist das in gewisser Beziehung — verstehst du, in gewisser — keine schlechte Sache.“

„Ach was, Martha ist ja noch ein halbes Kind.“

Die Stimme von Traß klingt vollkommen gleichgültig. Aber er hat sich abgewendet und starrt allzu eifrig weiter.

„Kind?“ meint Bullerkist. „Die sieht bloß so aus. Im Juni ist sie einundzwanzig geworden.“ Er ist ganz nahe an Traß herangekommen. „Im Vertrauen: ich glaube nicht, daß sie den Heilunga besonders gern leiden mag“, sagt er leise.

„Nicht?“ fragt Traß und kneift die Lider zusammen, weil ein plötzlich die Wolken durchbrechendes Licht ihn blendet. „Warum nimmt sie ihn denn, wenn sie ihn nicht mag?“

„Na, des Alten wegen natürlich“, antwortet Bullerkist noch geheimnisvoller. „Haßt du denn nicht begriffen? Der Alte hier steckt bis über die Ohren in Schulden. Ein reicher Schwiegerohn wie Heilunga —“

In diesem Augenblick ist Marthas Stimme zu hören. Traß horcht auf und vergißt Bullerkists Geschwätz. Das Mädchen steht in der Gegend unter dem Steuer, wo sie sich um ihre Blumentöpfe kümmert. Traß ist von einer ängstlichen Neugierde befallen, ob die ferne Übereinstimmung mit Marion sich auch in der Stimme fortsetzen wird.

Martha spricht in einem leisen, zärtlichen Ton; dazwischen wird Hundebellen vernehmlich. Es ist ein schon ziemlich betagter Spitz. „Geht es dir jetzt besser?“ hört Traß die Mädchenstimme fragen. „Zeig' deine Pfote! Du sollst deine Pfote zeigen!“

Schwer atmend streicht Traß über sein dichtes, glattes Haar. Martha hat eine sanfte, rührende Stimme, in der doch auch etwas von unerkannten Kräften mitschwingt. Es ist eine anmutige Stimme, und man möchte ihr immer zuhören, aber sie ist ganz anders als der Klang, den Traß im Ohre trägt, als wäre er gestern erst verweht, und den wiederzufinden er gefürchtet, gehofft hat...

... ganz anders als der Klang von Marions Stimme.

IV.

Norah Robertson hatte dem Taxenlenker die Adresse der Deutschen Gesellschaft in der Vierten Avenue genannt. Als sie später, nachdem sie den Wagen verlassen hatte, das Schild las, lächelte sie beruhigt.

In einem büromäßig ausgestatteten Zimmer setzte sie mit trockener Stimme und in deutscher Sprache ihr Anliegen auseinander. Sie habe vor sechs Jahren ein Sparbuch hier zur Aufbewahrung gegeben, das sie jetzt abzuholen wünsche. Hier seien die Belege, hier die Ausweise.

Sie brachte aus ihrer Schlangenhauttasche Papiere von Marion Traß zum Vorschein, um sie dem gepflegten, wohlwollend aussehenden Herrn zu überreichen. Es war nicht zu verbergen, daß ihre Hände dabei zitterten. Würde sie jetzt gefragt werden, ob sie nicht etwa Norah Robertson heiße?

„Bitte, nehmen Sie Platz!“ sagte der Herr höflich und mit einem kleinen Mitleid im Ton. Norah setzte sich und strich sich über die Schläfen, die mit feinen, kalten Schweißtropfen bedeckt waren. Das Zimmer kreifte um sie; vor den Fenstern leuchtete der glühend blaue Himmel des Indianersommers.

„Wenn ich Sie bitten dürfte, die Quittung hier zu unterschreiben —“

Dies war der Augenblick, vor dem sich Norah gefürchtet hatte. Sie erhob sich mit steifen Knien, trat zu einem Tisch und ergriff die Feder.

„Marion Traß“, malte sie langsam und sorgfältig, mit sonderbar steifen Lettern, auf das Papier. Der Herr sah ihr dabei zu. Vielleicht lächelte er jetzt höhnisch. Norah bildete sich das ein und wagte nicht den Blick vom Papier zu erheben, als sie fertig war. Wahrscheinlich würde der Herr sie jetzt daran erinnern, daß Marion Traß vor langer Zeit in Erie an einer Lungenentzündung gestorben war. Norah wollte es gesenkten Kopfes über sich ergehen lassen.

Aber nichts dergleichen geschah. Das Buch wurde ihr ausgehändigt, über das Leben und Sterben von Marion Traß war hier nichts bekannt. Norah trat mit ihrem Koffer wieder auf die staubige, sonnenheiße Straße.

Sie hatte den Fahrer vorhin entlohnt, und da sie kein Geld mehr besaß, mußte sie jetzt den Weg bis zur Bank zu Fuß machen. Sie ging langsam und etwas taumelnd. Obwohl sich die Bank in ziemlicher Nähe befand, brauchte Norah länger als eine halbe Stunde, bevor sie dort ankam.

Es war eines jener bescheidenen und soliden Institute, denen der Mittelstand seine Ersparnisse anzuvertrauen pflegt. Die Stürme der letzten Jahre waren daran vorübergebraust, ohne besondere Verheerungen anzurichten. Nichts schien sich hier verändert zu haben; sogar der grüne Linoleumbelag des Fußbodens war noch der gleiche wie vor einem Jahrzehnt.

„Wieviel?“ fragte der bedrillte Angestellte, dem Norah das Sparkassenbuch zugehoben hatte.

„Alles“, antwortete sie und holte tief Atem. Während der Eisenbahnfahrt hatte sie sich ausgerechnet, daß sich der Betrag mit den Zinsen auf fast achthundert Dollar

belaufen mußte. Aber achthundert Dollar bedeuteten in internationaler Währung nicht mehr das, was sie vor zehn Jahren bedeutet hatten.

Als der Bankbeamte die Scheine vor ihr aufzählte, nahm sie sich nicht erst die Mühe, nachzuprüfen, sondern stopfte sie wahllos in ihre Handtasche. Sie hatte das Empfinden, daß der Mann sie durch seine Brillengläser mit Strenge musterte, und eilte mit einem unsagbaren Gefühl von Schwäche und Hunger hinaus.

In einer Speisewirtschaft bestellte sie etwas zu essen. Danach fuhr sie zu einem Frisör und verweilte länger als drei Stunden in seinem duftgeschwängerten Laden. Rosig verwandelt, stand sie vor dem großen Spiegelglas. Ihr Haar hatte nun den Schimmer bleichen Goldes; der häßliche dunkle Streifen über der Stirn war fort.

Die großen Warenhäuser waren zu dieser Tagesstunde überfüllt. Norah entsann sich eines kleinen Ladens in der Nähe der Hundertsten Straße West und ließ sich mit ihrem Koffer bis vor die Tür fahren. Die Besitzerin war ein schmales, rothaariges und vertrocknetes Wesen. Mit unermüdlicher Geduld schleppte sie

Sommerkleider und helle Pelze herbei und erläuterte in belehrendem Ton die Vorzüge.

Norah verließ den Laden mit zwei Kistenpaketen, die zusammen mit ihrem Koffer und der großen Tasche aus Schlangenhaut im Wagen verstaubt wurden. Der Fahrer mußte ihr ein Hotel nennen; denn sie hatte überhaupt noch nicht daran gedacht, wo sie in dieser Nacht schlafen sollte. Die flimmernden Lichter der Straße erregten sie. Sie war gleichzeitig überwach und todmüde; sie sehnte sich danach, diesen Tag bis ins Endlose auszudehnen, und wußte doch, daß sie ihre Kräfte auf keinen Fall überspannen durfte.

Kurz nach acht Uhr setzte sie der Fahrer in einem mittleren Hotel in der Siebenundvierzigsten Straße ab. Um halb elf lag sie unter der geblühten Krettondecke eines breiten französischen Bettes und lächelte den huschenden Autolichtern an den Wänden zu.

Sie konnte nicht zur Ruhe kommen. In ihrer Phantasie überquerte sie abendfeuchte Parkwege am Hudson, in jener Gegend, wo Alice Bernot gewohnt haben sollte. Sie wanderte neben dem jungen Repor-

ter, der die Sucht hatte, alles zu erbellen und bis ins Letzte aufzuklären, am Hudson entlang, in dem zahllose Lichter sich spiegelten. Aus herbstlichen Braunkronen schwebten gelbe Blätter in traumhaftem Gleiten zu Boden... Norah lauschte auf die langsam stiller werdenden Geräusche des Hauses und hörte noch die ersten Milchwagen mit dumpfem Rattern über das Pflaster ziehen. Jemandwo in der Nachbarschaft schrien Ragen; es klang hoch und hell wie Kinderweinen.

Es ist genau so wie in der ersten Nacht, die ich in New York verbrachte, dachte Norah. Man könnte meinen, es läge nichts dazwischen.

Sie versuchte, sich den Hamburger Hafen vorzustellen, aber sie sah nichts als dieselben grauen Häuserfronten, die sie heute in New York gesehen hatte. Da schüttelte sie die Bilder ab. In keiner Form mehr wollte sie die Vergangenheit anerkennen; wo und wie immer sie ihr begegnete, wollte sie sich vor ihr verleugnen. Sie wollte wieder singen, sie wollte verlorenes oder geräumtes Feld zurückerobern! Das war das Ziel, darum ging der Kampf. Und mitten in dieser Vorstellung kam auf ein-

Es gibt nur
diesen einen



-.45 / -.75

3843

Der Alleinhersteller ist das Haus 4711 Köln

Warum?



Die eine:

Fünfmal schon hat sich Frau Ernas Hochzeitstag geöhrt, und immer noch ist ihre Ehe glücklich wie am ersten Tag. Nie braucht sie sich jene Sorgen zu machen, von denen ihre Freundinnen so oft berichten. Denn stets ist ihr Mann gleich liebevoll und ritterlich zu ihr. Nie kommt es vor, daß sie ihn auch nur eine Stunde länger vergeblich erwartet, als der Beruf ihn fernhält.

Die andere:

Vergeblich fragt sich Frau Paula, was der Grund ihres Unglücks wohl sein mag. Nichts hat sie unversucht gelassen, die Entfremdung zu überbrücken, die sie bereits nach so kurzer Ehe von ihrem Mann zutrennend droht. Jung ist sie und hübsch, das sagt ihr der Spiegel immer wieder auf's neue. Und doch wird es immer einsamer um sie — und doch muß sie es immer häufiger spüren, wie ihr Mann ihr entgleitet.



Weil:

Die „eine“ wußte, daß es einen Weg gibt, der unendlich viele Frauen frischer und glücklicher machen kann. Wer sagt es der „anderen“, daß . . .

. . . die regelmäßige Anwendung des Desinfektionsmittels „Sagrotan“ für jede Frau so wichtig ist. Tägliche Waschungen mit „Sagrotan“ vernichten die sich schnell vermehrenden Bakterien, mit denen jeder Organismus unvermeidlich behaftet ist. Diese Bakterien zersetzen sonst die natürlichen Absonderungen des Körpers und verursachen dann jenen peinlichen Körpergeruch, den man selbst oft nicht bemerkt, mit dem man sich



aber so viel verschmerzen kann. Schon 1 Teelöffel „Sagrotan“ auf 1 Liter Wasser genügt, um der Wirkung dieses Mittels sicher zu sein. In der Medizin nimmt „Sagrotan“ als Desinfektionsmittel seit Jahrzehnten eine führende Stellung ein — also muß es gut sein. Auch im Haushalt leistet Ihnen „Sagrotan“ gute Dienste, denn oft benötigen Sie ein keimtötendes Mittel am Krankenbett, zur Wundbehandlung, zur Säuglingspflege und zur Wohnungs-Desinfektion. „Sagrotan“ ist von angenehmem Geruch und selbst für die zartesten Hautgewebe unschädlich. In keinem Haushalt, auf keinem Toilettisch sollte „Sagrotan“ fehlen. Kleine Flasche schon für 86 Pfg.

Hier abtrennen!

„Mehr Glück — mehr Freude — mehr Erfolg im Leben!“

Dieser Wegweiser sagt jeder Frau, was sie von richtiger persönlicher Körperpflege und von der Wichtigkeit eines guten keimtötenden Hausmittels wissen muß. Sie erhalten die Broschüre kostenlos im neutralen Umschlag gegen Einsendung dieses Abschnittes an die Schulke & Mayr Aktien-Gesellschaft, Hamburg 39.

Name: _____

Anschrift: _____

mal doch noch der Schlaf über sie, unter dem ihr Gesicht sich entspannte und einen Ausdruck kindlicher Heiterkeit und Erwartung annahm . . .

Es war ein kleines Fest für sie, als sie tags darauf den Schiffsplatz buchte. Aber als sie aus dem Büro herauskam, wartete ihrer eine unangenehme Ueberraschung. Jemand zog den Hut, Norah wollte schnell in eine andere Richtung blicken, es war zu spät. Der junge Reporter, der in Philadelphia in ihr Abteil gestiegen war, stand neben ihr.

„Sie staunen, daß ich so schnell gefolgt bin, Madam“, sagte er. „Das hat gute Gründe. Und daß ich Sie gerade hier vor dem Schiffsbüro treffe, hängt damit zusammen. Mein Freund hat nämlich in Erfahrung gebracht, daß der Russe Gregor — Sie wissen, der Mann, der Alice Bernot vor ihrem Tode besuchte und vermutlich ihr Geld mitgehen ließ — Amerika verlassen hat. Ich kann meinen Freund nicht weiter bemühen, er hat keinerlei bezahlten Auftrag zu seinen Nachforschungen, und er hat schon uneigennützig viel getan, in der Hoffnung, daß es zu meinem Besten wäre. Madam, ich wittere hier eine riesige Beute! Aber was soll ich machen? Ich stehe hier und habe keine Macht, den Spuren nachzugehen, die übers Wasser führen. Ich bin verzweifelt. Ich nehme an, daß Sie nach Europa gehen — ich habe Ihnen damals in Erie geholfen, würden Sie mir einen kleinen Gegendienst erweisen und drüben ein bißchen aufpassen, ob da irgendwo ein Mr. Gregor auftaucht, oder ein Mann, auf den die Beschreibung paßt — klein und gelb, mit einer Art Mongolenaugen? Es wäre ja nicht einmal ausgeschlossen, daß er Ihren Weg kreuzt, da er Künstlerkreise zu bevorzugen scheint.“

Norah war ihm im Grunde dankbar, daß er so viel redete, denn inzwischen konnte sie sich ihre Haltung genau zurechtlegen. Ihr Gesicht wurde abweisend und damenhaft kühl, während sie antwortete:

„Mein Herr, Ihre Dreistigkeit ist schwer zu verzeihen . . . Ich habe niemals Konzerte gegeben, ich kenne Sie nicht im geringsten, und ich hoffe wenigstens, daß Sie Gentleman genug sind, sich nach dieser erneuten Versicherung zurückzuziehen.“

Der Reporter trat ein paar Schritte von ihr zurück und prüfte sie, wie man ein Gemälde prüft. Dann sagte er langsam: „Wäre es möglich, daß Sie Jim Hill so gänzlich vergessen haben? Ich meinerseits bin mehr als je überzeugt, daß ich Miß Norah Robertson vor mir habe. Im Zug machten Sie einen so müden Eindruck, und Sie hatten für die Reise wohl auch nicht das Beste angezogen, so daß mir selber Zweifel kamen. Aber jetzt, in diesem hellen Pelz — genau so sehe ich Sie im Geiste auf dem Podium stehen.“

„Dennoch irren Sie sich, Herr Jim Hill“, erwiderte Norah, reizvoll und sogar etwas schelmisch lächelnd. „Guten Morgen, Gentleman. Auf eine Entschuldigung von Ihnen brauche ich wohl nicht zu hoffen.“

„Pardon“, stotterte er. Er sah ihr nach. „Das ist denn doch —“, sagte er laut zu sich selbst. Er verlor sie in dem zunehmenden Straßentreiben bald aus den Augen. „Na“, murmelte er, „das wollen wir denn doch sehen.“

Norah freute sich ihres Sieges, aber sie hatte auch alle Kraft aufbieten müssen, und jetzt spürte sie die Reaktion in einer unsäglichen Ermattung. Sie nahm ihre Zuflucht zu einem kleinen Restaurant in einer stilleren Gegend. Manchmal dachte sie, der Reporter Jim Hill habe sich vielleicht die ganze „Affäre Bernot“ aus den Fingern gefogen, und sie müsse unbedingt in den Riverside Drive, um sich zu überzeugen. Aber sie fürchtete, Herrn Hill dort abermals zu begegnen, außerdem war es vielleicht besser, wenn sie Alice Bernot nicht mehr sah und annahm, daß sie wirklich tot war. Auch diese Frau, die sie einmal Freundin genannt hatte, weil sie ihre künstlerischen Pläne unterstützt hatte und ihr das eigene Gewissen, die kleinen bürgerlichen und moralischen Ängste besiegen half — auch diese Frau, die wahrscheinlich später, als der Verlust von Norahs Stimme zu beklagen war, Neue darüber empfunden hatte, sie war ein Stück Vergangenheit, dessen Norah nicht mehr bedurfte. Auch nicht als einer Brücke über die Jahre der Leere. Nein, die waren nicht zu überbrücken, die mußten übersprungen werden, und dazu schickte sich Norah Robertson jetzt an . . .

V.

Endlich, nachdem sie in den Tagen bis zur Abfahrt des Schiffes kaum noch ihr Hotel verlassen hatte, stand sie an Bord der „Europa“, und die Vision von Hamburg wurde deutlicher. Norah bewegte sich freier und kühner, Mut und Gesundheit wuchsen mit dem Gefühl, wieder im Besitz der Stimme zu sein. Es konnte nicht fehlen, daß ihre Erscheinung die Aufmerksamkeit sämtlicher Passagiere erregte.

„Wer ist diese Dame im hellen Pelz?“ fragte der Ingenieur Kruse seinen Kabinengenossen, einen behäbigen Weinhändler, mit dem er sich angefreundet hatte.

„Die Dame dort drüben? Das ist eine amerikanische Sängerin. Sie heißt Norah Robertson.“

„Sind Sie Ihrer Sache sicher?“

„Vollkommen sicher. Ich habe mich gestern beim Zahlmeister nach ihr erkundigt. Sie soll vor ein paar Jahren in den Staaten ziemlich bekannt gewesen sein. Jetzt ist es mit ihrer Stimme vorbei.“

„Merkwürdig!“

„Wieso merkwürdig?“

„Ich bildete mir ein, die Dame von früher zu kennen. Aber dann war es bestimmt ein Irrtum.“

Jürgen Kruse schüttelte nachdenklich den Kopf und blickte aus zusammengekniffenen Lidern der schlanken, blonden Dame nach, die gerade wieder an seinem Deckstuhl vorbeigegangen war, ohne Notiz von ihm zu nehmen. Weshalb aber war sie gestern bei seinem Anblick so heftig zusammengefahren? Es war der erste Tag der Ueberfahrt gewesen, und sie war aus ihrer Kabine getreten, um zum Essen zu gehen. Plötzlich hatte sie ihm gegenübergestanden; sie war blaß geworden, als sähe sie ein Gespenst. Wahrscheinlich hätte er sie ohne diesen kleinen Zwischenfall kaum beachtet. Er war glücklich verheiratet, Vater von drei Kindern, und interessierte sich nicht für Frauen vom Schlage dieser Norah Robertson, denen nach seiner Meinung etwas Abenteuerliches und Gefährliches anhaftete.

„Wissen Sie, daß ich einmal einen Schiffsuntergang miterlebt habe?“ fragte er plötzlich den Weinhändler.

„Ne! Was Sie nicht sagen! Als Augenzeuge?“

„Ja, oder genauer noch: als Beteiligter.“

„Danke! Das muß eine verdammt unangenehme Situation gewesen sein.“

„Allerdings... Aber das Unangenehmste kam eigentlich erst später. Da wurde gegen den Kapitän des Unglücksschiffes verhandelt — es war die ‚John Storjohann‘ —“

„Entfinne mich, davon gelesen zu haben.“

„Zweifellos. Unsere Hamburger Blätter waren voll davon. Das war ja auch etwas Unerhörtes, daß ein deutscher Kapitän im Dienst betrunken war, den Nebelschuh mißachtete, einen anderen Dampfer rampte und zwei Schiffe zum Sinken brachte.“

„Er war betrunken?“

„So wurde behauptet.“

„Sie wurden wohl als Zeuge vernommen? Erzählen Sie doch mal!“

„Gott, viel ist da gar nicht zu erzählen. Ich fuhr unter Kapitän Traß — das war sein Name, Thomas Traß — als Ingenieur. Seitdem habe ich den Seemannsberuf aufgegeben und arbeite in einer Fabrik.“

„Kann mir vorstellen, daß die grobe Pflichtvergessenheit des Kapitäns Ihnen die See vererbt hat.“

„Ach, wissen Sie, was das anlangt — das hätte mich vielleicht nicht mal so erschüttert. Aber da ist was anderes. Meinen Sie nicht, daß ich doch eigentlich von der Betrunkenheit des Kapitäns auch etwas hätte merken müssen?“

„Natürlich, soweit mein Laienverstand das beurteilen kann. Ja, haben Sie denn nichts davon bemerkt?“

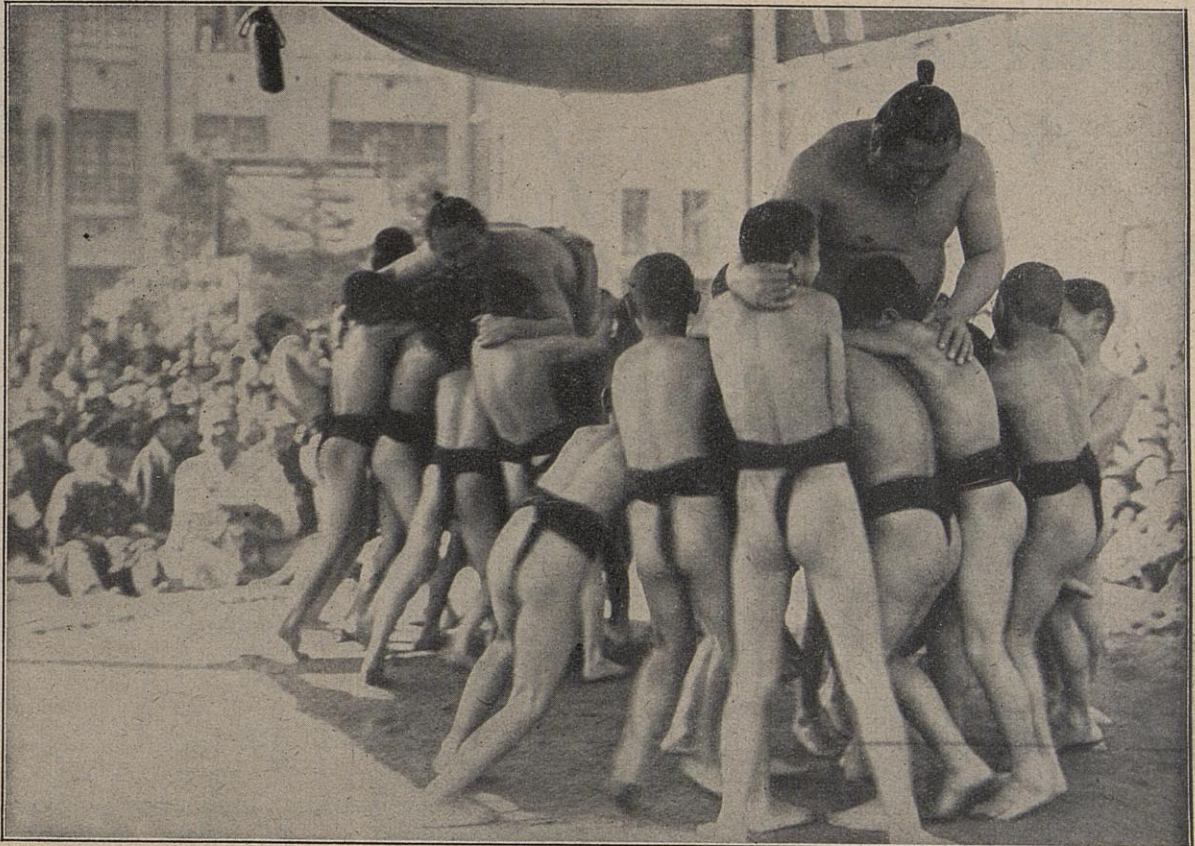
„Ich kann bloß sagen, daß Kapitän Traß auf dieser Fahrt an Angstzuständen und Schlaflosigkeit litt und die Mannschaft wegen jeder Kleinigkeit anhauchte. Das war man allerdings sonst nicht bei ihm gewohnt.“

„Hat er früher schon schwierige Lagen gemeistert?“

„Selbstverständlich, und zwar mit eiserner Ruhe! Das ist ja das Seltsame. Weiß der Henker, welcher Teufel ihn auf dieser letzten Fahrt geritten hat!“

Der Weinhändler legte nachdenklich einen Finger an die Nase. „Vielleicht private Mißlichkeiten?“ fragte er.

„Damit dürften Sie ins Schwarze getroffen haben“, meinte Kruse. „Kapitän Traß hat darüber immer geschwiegen, auch als er es vielleicht zu seiner Rechtfertigung hätte vorbringen können. Aber es war kein Geheimnis, daß er sich wegen seiner Heirat mit einem einflußreichen Erbkönig überworfen hatte. Der soll übrigens vorher für die Karriere des Kapitäns gesorgt haben.“



Berühmte japanische Ringer treten bei Vorführungen in einer Schule gegen Schulkinder an und können sich nur mit Mühe ihrer Haut erwehren.

Fot. Atlantic

„Klatsch?“

Jürgen Kruse machte eine Bewegung, die die Antwort noch offen ließ.

„Man hat es auch im Prozeß mehrfach aufgetischt“, sagte er. „Traß ist verhältnismäßig jung zu seinem verantwortungsvollen Posten gekommen. Zur Zeit des Unglücks war er dreiunddreißig Jahre alt. Aber die

Heirat und der Bruch mit dem Onkel liegen vor der Uebernahme des Kommandos auf der ‚John Storjohann‘, und das spricht gegen die Annahme einer Protektion. Viel später habe ich dann erfahren, daß die junge Frau Traß kurze Zeit vor der Schiffskatastrophe ihrem Mann durchgebrannt ist.“

„Ah!“

Was ist eigentlich Zahnstein?

Es ist in letzter Zeit so viel von Zahnstein die Rede. Fast könnte man glauben, daß es sich hier um eine neue wissenschaftliche Erkenntnis handelt. Dabei ist Zahnstein ein altbekanntes Übel, mit dem sich die Chlorodont-Ausflärung schon vor vielen Jahren beschäftigt hat. Was damals über die Bekämpfung des Zahnsteins gesagt wurde, gilt auch heute noch:

„Zahnstein, dem bekannten Kesselstein vergleichbar, ist eine natürliche Absonderung des Speichels, die sich zunächst als Zahnbelaag an den Zähnen niederschlägt. Dieser weiche Zahnbelaag, vermengt mit rückständigen Speiseresten, erhärtet bei ungenügender Zahnpflege zu dem gefährlichen festen Zahnstein, der Zahnfleischentzündungen und Lockerung der Zähne hervorruft. Erhärteter Zahnstein kann nur von einem Zahnarzt oder Dentisten auf mechanischem Wege entfernt werden. Am besten läßt man es jedoch gar nicht erst dazu kommen. Wer die Zähne regelmäßig mit Chlorodont pflegt, verhütet den Anfaß von Zahnstein, denn Chlorodont befreit die Zähne von allen Absonderungen und jedem häßlichen Zahnbelaag.“

Den Zauber der

Jugend-



durch
Palmolive-
Massage
erhalten

Die Massage gehört von alters her zu den unerläßlichen Mitteln der Frauen im Kampf gegen die Spuren des Alterns. Lediglich die Wahl des Mittels und seine Anwendung änderten sich häufig. Der Frau von heute steht mit der *Palmolive-Seife* ein Mittel zur Verfügung, dessen Anwendung ebenso erfolgreich wie einfach ist.

Massieren Sie morgens und abends je zwei Minuten lang den milden *Palmolive-Schaum* mit den Fingerspitzen sanft in die Haut ein, und spülen Sie ihn erst mit warmem, danach mit kaltem Wasser ab.

Der sahnige Schaum dieser mit *Oliven- und Palmenölen* hergestellten *Schönheitsseife* dringt tief in die Poren ein, reinigt sie gründlich und regt die Durchblutung der Hautgewebe an. Die Haut — täglich von neuem belebt — bleibt glatt und geschmeidig, und der Teint behält sein jugendfrisches Aussehen.

So erhält Ihnen die *Palmolive-Schönheitspflege*, die Sie im ganzen Jahr nur 24 Stunden in Anspruch nimmt, bis ins Alter den anmut-schönen Liebreiz Ihrer Jugend.

MEHR ALS SEIFE - EIN SCHÖNHEITSMITTEL

Verwenden Sie für Ihre regelmäßige Haarpflege das mit Olivenöl hergestellte *Palmolive-Shampoo*, das sich für jede Haarfarbe eignet.
Palmolive-Shampoo: Doppelpackung 18 Pfennige

„Er hat verstanden, das sogar im Prozeß zu verheimlichen.“

„Und wie haben Sie es erfahren?“

„Ich hatte in der Kapitänskajüte auf der ‚Storjohann‘ das Bild dieser Frau gesehen. Von meiner Fabrik werde ich häufig geschäftlich nach New York geschickt. Und eines Tages, vor langen Jahren, habe ich drüben auf einer Abendgesellschaft Marion Traß kennengelernt.“

„Sie wußte vom Schicksal ihres Mannes?“

„Offenbar nicht.“

„Sie sprachen zu ihr davon?“

„Was denken Sie? Ich werde mich hüten. Aber ich schwöre Ihnen, daß Marion Traß fast genau so aussah wie dort die Dame im hellen Pelz, nur hatte sie dunkles Haar, aber das könnte ja auch gebleicht sein...“

„Unsinn, das dort ist Norah Robertson. Der Zahlmeister kennt sogar die Zeitungsartikel, die über das Mißgeschick mit ihrer Stimme erschienen sind.“

„Na, meinewegen.“

„Aber unterbrechen Sie nicht Ihre Geschichte.“

„Sie ist eigentlich zu Ende. Mich persönlich interessiert daran nur Traß. Als sein Haushalt aufgelöst wurde, waren nach Aussage der Portierfrau alle Gegenstände vollständig vorhanden bis auf die Bilder von Frau Traß, die der Mann wahrscheinlich mitgenommen hatte.“

„Und die anderen Zeugen?“

„Der Koch Martin Maimöller, der mit Traß im Schützengraben gelegen hatte und ihm treu ergeben war, machte eine eigentümliche Befundung über eine Frau Alice Bernot. Sie war die einzige Passagierin an Bord des Frachtdampfers ‚John Storjohann‘. Maimöller wollte sie für die Nervosität des Kapitäns verantwortlich machen. Sie habe ihm gar keine Ruhe gelassen und sei immer hinter ihm her gewesen.“

„Eine kokette Person, was? Na, dergleichen kennt man ja.“

„Positive Beweise für seine Behauptung hatte Maimöller nicht“, sagte Kruse. „Frau Bernot war groß, dunkelhaarig, bleich. Ihr Mund war sehr rot und üppig.“

„Bin schon im Bilde“, lachte der Weinhändler.

Kruse behielt eine merkwürdige Starrheit bei, während er fortfuhr: „In der Verhandlung hat sie erklärt, zweiundvierzig Jahre alt zu sein, aber sie erschien um vieles jünger. Als Zeugin für das Unglück kam sie nicht in Frage. Jedoch hatte sie etwa zwanzig Minuten vorher mit dem Kapitän gesprochen und festgestellt, daß er nicht nüchtern war. Ich kann das nicht verstehen. Leider hatten die wichtigsten Zeugen, Offiziere und Ausguckleute beider Schiffe, den Tod in den Wellen gefunden. Aber alle Ueberlebenden stimmten darin überein, daß Kapitän Traß mit großer Umsicht und heldenmütigem Einsatz seiner Person die durch das unsichtige Wetter erschwerten Rettungsarbeiten geleitet hatte. Verflucht nochmal! Einem Betrunkenen wäre das nicht möglich gewesen, denke ich.“

Kruse schwieg einen Augenblick. Wie gegerbtes Leder sah sein Gesicht aus, dessen Ausdruck jetzt noch mehr erstarrte und nicht zu enträtseln war.

„Traß selbst erklärte, daß er nur am ersten Tag reichlich getrunken hätte, ohne indessen berauscht gewesen zu sein. Aber der Steward Gregor Smirnow behauptete, er hätte noch am Abend des Unglücks eine Flasche Brandy in die Kapitänskajüte bringen müssen. Traß bestritt das. Er fand keinen Glauben, weil Smirnows Aussage im Einklang stand mit den Befundungen der Frau Bernot. Die hatte an der Reling gelehnt, dem Kapitän zugenickt und eine Bemerkung über das Wetter gemacht. Traß soll daraufhin auf sie zugegangen und in einen unschuldigen Ton verfallen sein. Smirnow will das gesehen haben. Angeblich hat Frau Bernot gesagt: ‚Lassen Sie mich um Gottes willen zufrieden, Sie sind ja betrunken.‘ Darauf soll Traß von ihr abgelaufen haben und mit merkwürdig schwankeuden Schritten weitergegangen sein.“

„Damit war aber doch immer noch nicht bewiesen, daß er wirklich betrunken war?“

„Stimmt. Der Vorsitzende legte deshalb dem Steward die Frage unmittelbar vor. Smirnow zögerte. Er hatte ein flaches Mongolengesicht, leicht eingesunkene Augen, deren Farbe — na, ich hätte nicht dazu verurteilt sein mögen, ihm einen Paß auszustellen und für das Signalement die Farbe seiner Augen zu bestimmen.“

„Wohl ein typischer Einzelgänger?“

„Ganz richtig. Ewig hatte er ein spöttisches, aufreizendes und dabei etwas trauriges Lächeln.“

„Unbeliebt bei den Kameraden?“

„Ebenso unbeliebt, wie Traß beliebt. Aber das spielt ja hier keine Rolle. Mir freilich machte er trotz der Regungslosigkeit seiner Haltung während der Verhandlung den Eindruck, als werde er von geheimer Furcht verzehrt. Mit einem schnellen Blick zu Traß antwortete er dem Gericht: ‚Der Herr Kapitän war bestimmt betrunken.‘ Der Vorsitzende fragte, ob er sich der Bedeutung seiner Aussage bewußt sei. Antwort: ‚Ja, Frau Bernot kann sie bestätigen.‘ Alice Bernot wird noch einmal aufgerufen. Sie erhebt sich langsam und geht mit schleppenden Schritten nach vorn. Ihr Kleid streift den Steward Smirnow. Der hat grau und erschöpft in der ersten Zeugenreihe Platz genommen.“

„Und was wollte das Gericht von dieser Frau Bernot noch wissen?“

„Näheres über die Bekanntschaft mit Traß und seiner jungen Frau. Alice Bernot senkte ein wenig die Stirn, genau so, als holte sie zu einem Stoß aus. Traß hatte sich erhoben. Seine Gelassenheit schien plötzlich von ihm abzufallen. Er sah mit einer kaum verhaltenen Erregung auf Alice Bernot. Später habe ich mir diesen Blick so erklärt, daß er sie beschwören wollte, nichts von der Flucht seiner Frau preiszugeben. Sie mied ihn und heftete die Augen zu Boden, dann sagte sie mit einem hochmütigen Lächeln und einer Stimme, die trotz ihrer Kälte mit Energie geladen war: sie hätte den Kapitän und seine Frau oberflächlich gekannt, aber niemals in näheren Beziehungen zu ihnen gestanden.“

Kruse blickte trüb vor sich hin. An seinen letzten Sätzen merkte man, wie nahe ihm das alles noch heute ging.

„Und Traß?“ fragte der Weinhändler. „Hier muß doch wohl das Entscheidende liegen. Diese Frau — diese Bernot — hatte sie etwa den Kapitän geliebt?“

Kruse zuckte die Achseln und sog an seiner Zigarre. „Sie schien es eher so hinstellen zu wollen, als ob Traß sie mit seinen Anträgen verfolgt hätte, und er wehrte sich nicht gegen diese Behauptung.“

„Das beweist nichts.“

„Nein. Und ich halte es auch für ausgeschlossen. Das, was Sie andeuteten, scheint mir die größere Wahrscheinlichkeit für sich zu haben. Das Gericht ist auf

diesen Komplex nicht eingegangen. Sie dürfen nicht vergessen, daß das Seeamt schließlich keine psychologischen Aufgaben hat."

"Das Ende also?" fragte der Weinhändler. "Die Verteidigung vermochte wenig auszurichten, obwohl sie geschickt bewies, daß das schwedische Schiff 'Maja-Stina', mit dem wir zusammenstießen, trotz des Nebels mit voller Kraft gefahren war. Bei den Aussagen über die ausgetauschten Nebelsignale plähten die widersprechendsten Ansichten aufeinander, aber das Seeamt sah in der Betrunktheit des deutschen Kapitäns eine schwere Belastung."

"Mit vollem Recht — falls er tatsächlich betrunken war."

Jürgen Kruse drehte seinem Gegenüber das Gesicht zu, eine seltsame Spannung in den blassen Zügen. Aber dann sagte er nicht das, was er offenbar hatte sagen wollen, sondern etwas rein Sachliches, Feststellendes:

"Thomas Traß verlor nach dem Urteil des Seeamts das Kapitänspatent. Allgemein wurde der Spruch als hart, aber gerecht empfunden. Traß selbst empfing ihn mit unbewegten Zügen. Was aus ihm geworden ist, weiß ich nicht."

"Um", sagte der Weinhändler und vergaß vor Nachdenklichkeit, sein Glas zu leeren, in dem er gegen seine Gewohnheit und Fachkenntnis einen Rest stehen hatte. Kruse sah auf die Uhr und stellte fest, daß es an der Zeit wäre, sich vor dem Essen ein wenig Bewegung zu machen. Er war ein methodischer Mann, der seinen Tageslauf auch auf Reisen gern nach der Uhr regelte. Als er näherkam, wandte ihm Norah Robertson, die ihn vorhin sichtlich geschnitten hatte, plötzlich den Kopf zu und lächelte.

"Ich muß mich noch bei Ihnen entschuldigen", sagte sie. "Ich glaube, Sie haben mein Benehmen gestern etwas eigenartig gefunden."

Kruse bemühte sich, die Tatsache in Abrede zu stellen. "Doch doch", sagte Norah. "Sie begriffen natürlich nicht, warum ich erschrak, als ich Ihnen plötzlich gegenüberstand. Ich verwechselte Sie mit jemandem, dem ich nicht zu begegnen wünschte."

"Ach so", meinte er gedehnt, "auch Sie verwechselten mich?"

"Auch?"

"Gott, das war nur eine Redensart von mir..."

Österreich von A—Z · Schöne Landschaften, romantische Städte, berühmte Bäder · Marksteine österreichischer Geschichte aus den letzten Jahrhunderten · Von Josef Kainz bis Paula Wessely · Das Paradies der Alpinisten · Worüber der Österreicher lacht · Österreichische Speisekarte · Von Bergen,

Schlössern, Gletschern · Österreichische Kunst · Hundert Worte Wienerisch · Ein Fiaker erzählt · Wiener Lieder erobern die Welt · Österreichischer Sport · Erfinder-Schicksale · So lächelt die Wienerin · Spanische Reitschule · Berühmte Ärzte · Vier Tage, die die Welt bewegten und vieles andere

Aus dem Inhalt des Sonderhefts der "Berliner Illustrierten"
"Das ist Österreich!"

120 Seiten, 300 Bilder / Überall für 1 M

Diese Norah Robertson war wirklich sehr schön, wie Jürgen Kruse nicht ohne Verwirrung feststellte.

"Sagen Sie mal", fragte er nun ernst, "waren Sie früher einmal in Deutschland, gnädige Frau?"

"Nein!" sagte sie, einen Grad zu lebhaft lächelnd. "Ich habe immer in Amerika gelebt."

"Aber Sie sprechen ausgezeichnet Deutsch."

"Kein Wunder. Meine Eltern waren Deutschamerikaner."

Sie blickte wieder auf das Wasser und strich sich das Haar aus der Stirn. Es war sehr helles Haar, und Kruse fragte sich mit einigem Unbehagen, ob es nicht

doch gebleicht sei. Im vollen Licht des Tages glitzerten die Wellen graugrün, von Schaumköpfen bekrönt.

"Ich hatte mir den Ozean furchtbarer gedacht", sagte Norah Robertson.

"Heute zeigt er sich allerdings von seiner besten Seite", versetzte Kruse.

"Ein schöner Anfang", sagte Norah, in Sinnen versunken.

"Anfang?" fragte er überrascht.

Sie blickte ängstlich auf, sie hatte sich im Bestreben, durch einen kühnen Ueberfall diesem Herrn jegliche Lust zu rauben, sich mit ihr zu beschäftigen, zu weit vorgewagt und fürchtete jetzt, sie könne den Rückweg nicht finden. "Ich sage das, weil ich zum erstenmal auf dem Ozean bin", behauptete sie.

"Ach so, ja, in der Tat", gab er enttäuscht zurück.

Norah verabschiedete sich, um ihre Kabine aufzusuchen. Aufrecht und lächelnd trat sie ein, aber dann ließ sie dieses Lächeln plötzlich fallen und hob die Hände zu den Schläfen, um das Pochen ihrer Pulse zu beschwichtigen. Erst als das Trompetensignal zum zweiten Frühstück erklang, fing sie an, sich für das Essen umzukleiden.

Während sie den Lesesaal durchschritt, schlug die Stimme eines amerikanischen Rundfunkredners an ihr Ohr. Sorglos lächelnd hörte sie einige Nachrichten an, bis sie plötzlich tief errötend stehen blieb. Deutlich hatte eben der Mann gesagt: "Die Sängerin Norah Robertson, die durch ärztliche Kunst wieder in den Besitz ihrer einst bewunderten Stimme gelangt ist, hat sich gestern zu einer Europa-Tournee eingeschifft."

Im ersten Augenblick stampfte Norah zornig mit dem Fuß; dann stellte sie sich das bekümmert blickende Jungengesicht Jim Hills vor und konnte sich des Lachens nicht erwehren. Denn fraglos war es ein Verzweiflungsakt des Reporters. Und warum sollte diese Fanfare nicht von guter Vorbedeutung sein? Eine Sekunde lang war Norah versucht, sich an Bord mit Champagner feiern zu lassen, wozu manche Herren zweifellos bereit waren. Dann aber ging sie würdig und fern von Uebermut in ihre Kabine zurück und gab Anweisung, ihr privat zu servieren, weil sie unapfänglich sei. Nur mühsam unterdrückte sie die stolzen Worte: "Um etwaigen Ovationen zu entgehen..."

(2. Fortsetzung folgt.)

Achten Sie als Mann auf diese "KLEINIGKEIT"



DU SOLLTEST WIRKLICH ETWAS MEHR WERT AUF DEIN ÄUSSERES LEGEN!



Es liegt am Schaum...

GROBE BLASEN
STOPPELN

FEINE BLASEN
GLATT RASIERT

Grobblasiger Schaum kann den Fettfilm der Haut nicht beseitigen, also auch nicht zu der Stelle vordringen, wo das Messer ansetzen muß. Da seine Blasen hauptsächlich Luft und wenig Wasser enthalten, werden die Barthaare nur teilweise erweicht.

Der Palmolive-Schaum ist so feinblasig, daß er den Fettfilm beseitigt und bis zu der Stelle vordringt, wo das Messer arbeiten muß. Er erweicht die Barthaare rasch und gründlich, weil seine Blasen wenig Luft, aber um so mehr Wasser enthalten.



VERSUCHE DOCH EINMAL DIE PALMOLIVE-RASIERSEIFE! HIER STEHT, DASS SIE DAS RASIEREN LEICHTER UND ANGENEHMER MACHT UND AUSSERDEM DIE HAUT SCHONT!



GEWISS! DAS RASIEREN MIT PALMOLIVE IST IN DER TAT ANGENEHMER! AUCH DAS BRENNEN UND SPANNEN DER HAUT BLEIBT GANZ AUS!

Je grobblasiger der Schaum, desto länger die Dauer des Einseifens — je feinblasiger, desto kürzer die Zeit! Wie Sie aus der Darstellung in Bild 3 ersehen, ist der Palmolive-Schaum so feinblasig, daß er die Barthaare vollkommen einhüllt. Der Bart wird rasch und gründlich erweicht, und die Rasur selbst ist nun wirklich nur noch eine Kleinigkeit.

Die mit Olivenöl hergestellte Palmolive-Rasierseife ist aber nicht nur ein zeitsparendes Rasiermittel, sondern auch gleichzeitig ein Hautpflegemittel, das jedes Brennen oder Spannen nach dem Rasieren verhütet.

Die Palmolive-Rasur ist sehr billig. Sie kostet kaum einen halben Pfennig, weil eine einzige Stange vier Monate und länger reicht.



PALMOLIVE-RASIERSEIFE

HERGESTELLT MIT OLIVENÖL



Milde Sorte

Die 150-jährige Erfahrung der Oesterr. Tabak-Regie im Tabakeinkauf, Mischung und Fabrikation findet ihren Ausdruck in der Qualität dieser Spitzenleistung der

AUSTRIA
ZIGARETTENFABRIK MÜNCHEN

Wien

Kämpfe und Untergang des Schlachtkreuzers „Lützow“

Eine Erinnerung an die Skagerrak-Schlacht
am 31. Mai 1916

Von Konteradmiral a. D. Schumacher

In der Skagerrak-Schlacht Zweiter Artillerie-Offizier des Schlachtkreuzers

In der Nacht vor der Skagerrak-Schlacht ziehen aus drei englischen Häfen und aus einem deutschen Hafen lange Linien von Kriegsschiffen in die Nordsee hinaus. Sie alle werden sich vor dem Skagerrak treffen. Bald ist der Kampfplatz erreicht. Nachmittagssonne, schönes Wetter, eine Freude, zur See zu fahren — so denkt man auf der hohen Brücke der „Lützow“. Admiral Hipper ist unter Deck, Kapitän Raeder wacht für den Verband, die Kriegswache für's Schiff.

Vorgeschoben fahren fünf kleine Kreuzer, der „Lützow“ folgen vier Schlachtkreuzer, Zerstörer sichern in Zickzackkursen. Hinter der Kimm folgt das Gros der Flotte. „8 Glas!“ — 4 Uhr. Die Wachen übergeben: „Vom Briten nichts zu sehen!“ Da wirbeln schon die Trommeln durch die Decks: „Alar Schiff zum Gefecht!“ — und aus allen Teilen des Schiffes kann man es hören: „Hurra, sie kommen!“

Die Schlacht beginnt. Auf der Brücke melden Artillerie, Torpedo, Maschine, Ledersicherung gefechtsklar. Der Kommandant, Kapitän Harder, hebt strahlend die Hand: „Verstanden!“

Rauchwolken am Horizont! Langsam tauchen scharfe große Schiffsbilder hinter der Kimm empor: Masten, Türme, Rumpf. Stille vor dem Sturm. Zahllose Schrohre und Gläser starren hinüber — herüber. Die größten Flotten der Weltgeschichte marschieren hier zum Zweikampf auf.

„Feuer verteilen von links, Feuer eröffnen!“ ruft der Zweite Admiralstabsoffizier, Kapitän Hansen. Dann Paschens, des Ersten Artillerie-Offiziers, scharfe Stimme: „Salve vorn! Feuern!“ Die erste schwere Salve der Schlacht kracht. Stab und Admiral gehen in den Kommandostand, nur der Kommandant, Kapitän Harder, mit dem Signalfizier bleibt draußen auf offener Brücke, denn Harder will freien Ueberblick.

Der erste Kampfabschnitt, der Südkampf der Schlachtkreuzer, hat begonnen. Die Kolosse stürmen kämpfend nebeneinander her bei 16 Kilometer Abstand. Driiben sechs, hier nur fünf Schiffe. „Treffer am Gegner“, so geht es durchs Schiff. Ja, man weiß, der lange Paschen, der Erste Artillerieoffizier, ist ein rabiater Artillerist, da hat der Gegner nichts zu lachen.

Wer ist denn getroffen? Schlachtkreuzer „Lion“, das britische Spitzenschiff; brennend verläßt es zunächst die Linie. Zugleich hat die Artillerie des Schlachtkreuzers „Von der Tann“ in 17 Minuten das Großkampfschiff „Indefatigable“ vernichtet. Wir stehen fünf gegen fünf, doch jetzt bekommt der Gegner Verstärkung.

Es folgt der zweite Kampfabschnitt, der Südkampf der Schlachtkreuzer. Driiben sind es jetzt neun größere, hier nur fünf kleinere — ein ungleicher Kampf. Trotzdem sprengen nach 38 Minuten „Derfflinger“ und „Seydlitz“ den Schlachtkreuzer „Queen Mary“ in die Luft. Nichts bleibt übrig, nur glühende Trümmer prasseln dem Hintermann an Deck. „Lützow“ beschädigt den Schlachtkreuzer „Princeß Royal“. Von beiden Seiten greifen Zerstörerflottillen an, die Mittelartillerie der Großschiffe nimmt sie unter Feuer, bis die Zerstörer zwischen den Kampflinien aufeinanderprallen. „Nestor“ und „Micator“ feuern vergebens vier Torpedos gegen die „Lützow“. Bei dem Zusammenprall verlieren wir die Zerstörer V 27 und V 29. Aber auch „Nomad“ und „Nestor“ sinken, „Lützows“ Mittelartillerie hatte mitgewirkt.

Zum dritten Kampfgang drehen beide Linien auf Nord-Kurse. Das deutsche Gros schließt sich an und unterstützt die Schlachtkreuzer mit seinen vordersten Schiffen. Die „Lützow“ trifft und beschädigt das Spitzenschiff „Barham“ immer wieder. Allmählich wird die Sicht bei uns schlechter, es hindern Sonne, natürlicher und zeitweise künstlicher Qualm. Im Norden zucken die Salven aus dem Grau in Grau, aber kein Glas und keine Kanone kann die Salvenblitze erfassen.



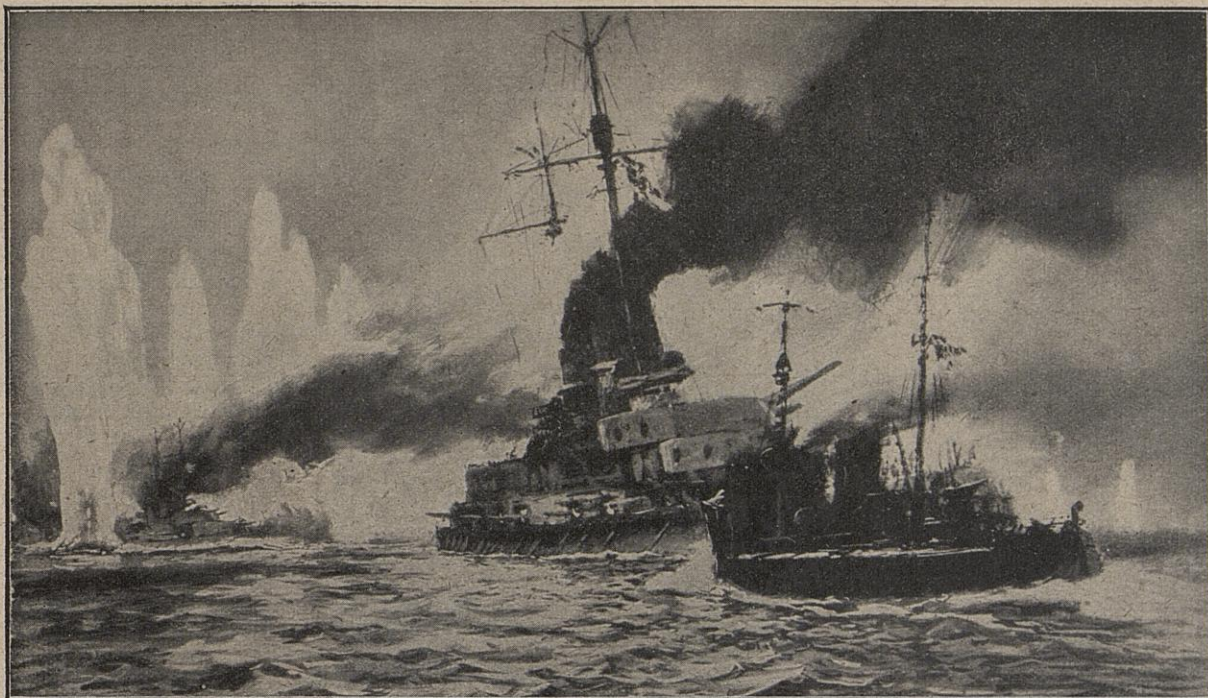
Admiral Harder,
in der Skagerrak-Schlacht Kapitän zur See und
Kommandant des Schlachtkreuzers „Lützow“.
Fot. W. Doser

„Vom Feind ist nichts zu sehen!“ so melden jetzt die schweren Türme und die Geschütze der Mittelartillerie. „Vom Feind ist nichts zu sehen!“ so heißt es hier am Skagerrak; aber so hieß es auch schon nach Kriegsbeginn an der West- und Ostfront der See. Eine auffallende Neuerscheinung der Kriegsentwicklung, die wohl von großer Zukunftsbedeutung ist.

Ohnmächtig starren jetzt die Mündungen der Geschütze und die Schrohre der Waffenleiter in das ferne Salvenflimmern. Plötzlich erhält „Lützow“ auch Geschosshaufschläge und Treffer von Steuerbord. Drei Schiffe vom Typ der „Invincible“, ebenfalls unsichtbar, greifen von Osten ein. Es wimmelt von eigenen und fremden Zerstörern. Die Mittelartillerie feuert dazwischen, sobald es ihr möglich ist. „Lützow“ wird schwer bedrängt. Niemand kann die Schlacht übersehen. Im Norden über dem Qualm tauchen hier und da neue Mastspitzen auf — es ist der englische Admiral Jellicoe mit der „Großen Flotte“.

Der vierte Kampfgang, der Nordostkampf der beiden Flotten, beginnt, bei 40 Minuten Dauer. Jellicoe dreht gleich ostwärts, seine Schiffe stehen fast im Halbkreis um unsere Schlachtkreuzer. Die vordersten englischen Geschwader nehmen jetzt das Spitzenschiff der deutschen Flotte, die „Lützow“, unter konzentrisches Feuer. Am ganzen Nord- und Osthimmel blüht es aus Dunst und Qualm; Zerstörer und Kreuzer jagen hin und her. Ringsum ziehen weiße Streifen heran, Torpedobahnen, um „Lützow“ und die Schlachtkreuzer zu vernichten.

„Lützow“, stark beschädigt, stürmt voran, die Maschinen geben ihr Bestes. Das Bugwasser spritzt haushoch, in der weißen Gischtbahn des Heck folgt der Hintermann. Bald hier, bald dort steigen krachend Geschosdetonationen als weiße Wasserriesen auf. Immer schneller und näher rücken diese weißen Riesen heran. Donnernd prasseln ihre Wassermassen auf das Schiff. Die Detonationen krachen auf dem Wasser, sie gellen laut auf dem Panzer, sie dröhnen dumpf im Innern des Schiffes. „Lützow“ wird wieder getroffen, schüttelt sich, stampft, schlingert hin und her. Immer wieder gibt es Treffer und Tote. Die Kasemattgeschütze der Mittelartillerie haben die stärksten Verluste. Turm B wird durchschlagen, Kapitänleutnant Fischer und die rechte Rohrmannschaft sind tot; doch Obermaat Kloppe und Mechanikermat Arnold machen schnell das linke Rohr



Der schwerbeschädigte Schlachtkreuzer „Lützow“ in der Skagerrak-Schlacht.
Torpedoboot „G 39“ kommt längsseit, um Admiral Hipper zu übernehmen.
Gemälde von Bohrdt (im Museum für Meereskunde)

wieder feuerbereit. Immer wilder wird der Kampf. Alle zwei Sekunden haben wir einen Aufschlag in der Nähe des Schiffes, alle Minute einen Treffer im Schiff selbst. Ueber tausend schwerste Geschosse sind es, die hier in der Umgebung der „Lützow“ krepieren, man kann schon sagen: „Eine tobende, blühende Hölle.“ Unsere Kanonen schweigen noch immer, denn vom Feind ist nichts zu sehen. Zähneknirschend stehen die Artillerieoffiziere hinter dem Schrohr, und ohnmächtig stürmen die Schiffe gegen den Feind.

Plötzlich ein Schatten im Dunst. „310 Grad“ kommandiert Paschen. „Auf den Panzerkreuzer mitten zwischen den Linien, Salve!“

„Halt, halt, Paschen, nicht schießen, das ist unsere Rostock!“

„Feuern!“ ist seine Antwort. Noch eine Salve, andere Schiffe fallen ein, zwei weitere Salven.

„Hurra, er fliegt auf, er ist mit Mann und Maus vernichtet.“ Aber wer ist vernichtet, so fragt man. Ein Gegner? Ein deutsches Schiff? Wer war es?

Auch auf „Lützows“ Hintermann war sofort gewarnt, und man hatte auf Schießen verzichtet. Im Bruchteil einer Sekunde entschied der Artillerieoffizier über das Schicksal dieses Schiffes und seiner Besatzung. Paschens scharfer Blick, sein schneller Entschluß, seine sicheren Salven, sie rissen das Feuer anderer Schiffe mit,



In jedem Stück Kaloderma-Seife steckt eine neue, schönere Haut!

Schon wenige Wochen werden Ihnen den Beweis bringen!

Die verblüffende Wirkung einer Kaloderma-Kur von wenigen Wochen haben unzählige Frauen aus eigener Erfahrung erlebt. Kaloderma-Seife — auf physiologisch-kosmetischer Basis zubereitet — dringt tiefreinigend in die Poren ein, belebt die Hautatmung und führt dem Hautgewebe die einzigartigen Kaloderma-Bestandteile zu, die den Teint zart und rein machen und die Haut geschmeidig und jugendfrisch.

★ Machen Sie einmal folgenden Versuch: Waschen Sie morgens und abends Ihre Haut gründlich mit Kaloderma-Seife und warmem Wasser und spülen Sie mehrmals abwechselnd warm und kalt nach. Augenblicklich werden Sie die erfrischende Wirkung dieser einfachen Behandlung spüren. Setzen Sie sie mehrere Wochen lang fort und beachten Sie die auffallende Verschönerung Ihrer Haut und Ihres Teints. Stück RM —.50. In formschöner, hygienischer Pollopdose RM 1.—

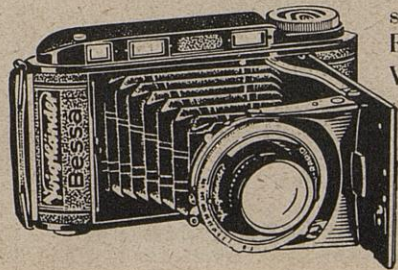
KALODERMA
Seife

W 100 17



Mit der „BESSA“ kann man „scharfschießen“!

Solche lebendigen Motive mit der Bessa scharf und unverwackelt auf's Bild zu bekommen, das ist sogar beim Schüler eine Selbstverständlichkeit, der eben erst mit Fotografieren anfängt. Wie sicher man mit dem „Auslöser am Laufboden“ (DRP.) knipsen kann, wie schnell die Kamera schußfertig ist, — das und vieles andere mehr zeigt Ihnen der nächste Fotohändler. Wir senden Ihnen auch gern ausführliche Druckschritten vom einfachsten Modell bis zur Entfernungsmesser-Kamera.

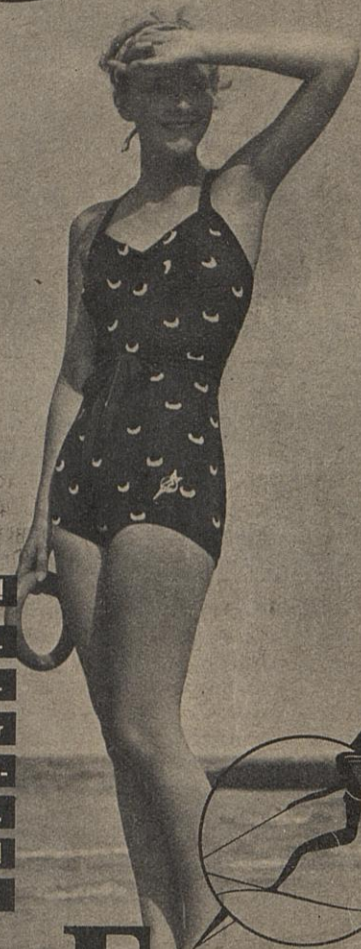


Voigtländer & Sohn / Braunschweig 1

Voigtländer
BESSA

VOM DREIPUNKT-MODELL BIS ZUR ENTFERNUNGSMESSER-KAMERA 26.50 BIS 192.— RM

MIT FORMA INS FREIE



Schön ist, wenn es ein Forma ist!

Der Forma-Flockenanzug in seinem lustigen Bunt, seinem temperamentvollen hübschen Muster paßt so recht in die Ungezwungenheit des sonnigen Strandbildes. Und wie wundervoll er sitzt! Wie an den Körper modelliert.

Prospekte und Bezugsquellen-Nachweis durch Forma-Fabrik Eugen Doertenbach, Köln, Abt. 3

Forma

BRIEFMARKEN
WALT.BEHRENS-BRAUNSCHWEIG-POSTF.
Werbeschriften köstlich!

Miele
Staubsauger
RM 58.- bis 130.-

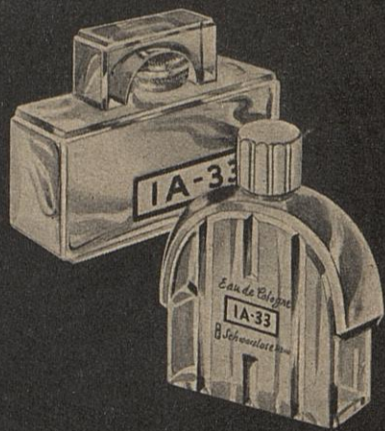
Günstige Ratenzahlungen
gegen mäßige Zuschläge.
Lieferung durch die Fachgeschäfte.
Mielewerke A.G. Gütersloh/Westf.



Samu samtweich
die wunderbar weiche
Damenbinde mit Ober-
schicht aus feiner Ver-
bandwatte. Wäscheschutz.

Probeprobe gratis,
diskret ohne Aufdruck,
in verschlossenem Um-
schlag verpackt, von der

Paul Hartmann A.G.
Heidenheim 1
(Brenz)



IA-33

PARFÜM
UND
EAU DE COLOGNE

rassig und voll
Temperament!

Eau de Cologne RM.-85, 1.45, 2.25
Parfüm . . . RM 3.65, 5.40, 8.—
Seife Stick: RM.-90, i. Karton RM 2.60

Schwarzlose SCHNE
BERLIN

sie haben nicht die deutsche „Kostok“, sie haben den Briten „Defence“ vernichtet. Es wimmelt von Schiffen und Booten. Zerstörer „Onslow“ taucht auf, alle Rohre auf „Lützow“ gerichtet. Der erste Torpedo geht fehl. „Lützow“ ist in kritischer Lage — die Salven der Mittelartillerie krachen, und „Onslow“ ist außer Gefecht. Dann feuert „Acasta“ Torpedo, ebenfalls vorbei, wieder krachen die Salven der Mittelartillerie, „Acasta“ ist außer Gefecht. Auch „Dphelia“ feuert Torpedos auf die „Lützow“, wird beschädigt und vertrieben.

Ist der Kommandant noch draußen auf der Brücke? Wohl ein ganzes Duzend Detonationen, nur schwersten Kalibers, liegen im Umkreis von unserem Kommando-stand und der Brücke. Und mitten in diesen Detonationen steht offen und ungeschützt der Kommandant während der ganzen Schlacht, rosarot übersprüht von Sprengstoff. Bei Treffern packt harter das Geländer, ein kurzer Fluch, mehr stört ihn das nicht. „Lützow“-Kommandant! Und wie der Kommandant, so die Besatzung. Der Signaloffizier steht unerschrocken an seiner Seite, und auf dem Artilleriestand, da klammert sich Matrose Hartmann fest, der trocken in größter Ruhe unsere Schrohre, die immer wieder von den Wassergarben der Aufschläge überschwemmt werden.

Der Dunst an der Spitze des Feindes teilt sich. „Schlachtkreuzer in Sicht!“

„Schwere Salve!“ ruft Paschen, doch die „Lützow“ dreht gerade ab. Torpedo-offizier Claassen feuert einen Torpedo.

„Leitung hinterer Stand! Salve! Feuern!“ kommandiert achtern der Dritte Artillerieoffizier Bode. „Derflinger“ fällt ein, und Bode feuert zwei weitere Salven. Die Aufschlaguhr tönt, und im gleichen Augenblick ist mit ungeheurer Detonation der Schlachtkreuzer „Invincible“ in zwei Teile zerrissen. Die Schlacht kulminiert. Zwei große Schiffe hat die „Lützow“ in wenigen Minuten vernichtet, zwei Zerstörer außer Gefecht gesetzt. Das sind einzigartige Kampferfolge.

Doch gerade als „Invincible“ den Todesstoß erhält, schlägt eine schwerste Salve auf der „Lützow“ ein. Alles stürzt durcheinander, das Schiff schwingt, zittert und schüttelt sich wie nie zuvor. Ein großer Wassereintrich im Vorschiff. Die ganze Lenkeinrichtung des Vorschiffes ist lahmgelegt, ein folgenschwerer Schlag für das Schiff, wenn die Pumpanlagen versagen. Die Schotten brechen bei der hohen Gefechtsfahrt, die Bad ragt nur noch wenig über Wasser.

„Lützow“ schert aus, sie ist nicht mehr Führerschiff der deutschen Flotte, ihre Aufgabe ist beendet. Der Druck der britischen Flotte war zu groß. „Lützow“ erhielt in diesem neuen Kampfzug zwanzig schwerste Treffer, vier Treffer mehr als die übrige deutsche Flotte zusammen. Noch hageln Geschosse ringsum. Harter beschießt „Qualmen!“, und wir verschwinden gleich im eigenen künstlichen Schornsteinqualm.

Eine halbstündige Gefechtspause folgt. Scheer geht nach West, Jellicoe nach Süd — die Trümmer der „Invincible“, Vorschiff und Achterschiff, liegen weit voneinander getrennt, sie ragen hoch über das Wasser empor. Dieses Schlachtendenkmal ist von „Lützow“ gesetzt, zwei Riesentrümmer vorm Abendhimmel. So zieht Englands Flotte, vom ersten bis zum letzten Schiff, dicht vor den Wracks vorbei. Die Kanonen schweigen, und die Flotte passiert.

Währenddessen fährt die „Lützow“, selbst schwerwund, langsam neben der Flotte her. Der Führer der Schlachtkreuzer, Admiral Hipper, verläßt sein Flaggschiff, wehmütig schaut die „Lützow“ dem tatensfrohen Führer nach.

Der fünfte Kampfzug, der Flotten-Ostkampf, dauert 16 Minuten. Scheer wirft die Flotte auf Ostkurs herum. Wieder die Schlachtkreuzer voran. Nur die „Lützow“ weitab — und dennoch, auch sie kämpft wieder mit. Die „Lützow“ zieht auch hier wieder, wie in der ganzen Schlacht, Feuer und Treffer von den anderen Schiffen auf sich. Das Sichtglicd liegt auch jetzt wieder beim Gegner, die deutsche Flotte wird häufig getroffen, der Gegner kaum. Es entstehen aber keinerlei Schiffsverluste. Scheer schießt jetzt unsere Zerstörerflottillen vor und löst seine Flotte aus dem Kampf. Langsam kommt die Nacht herauf.

Die Tagsschlacht vor dem Stagerat ist beendet. In der Tagsschlacht hatte der Brite großen Vorteil. Mehr Schiffe, größere Schiffe, auch hatte er 200 Minuten brauchbare Sicht, wir jedoch nur 100 Minuten. Trotzdem hatten wir den weitaus größeren Erfolg.

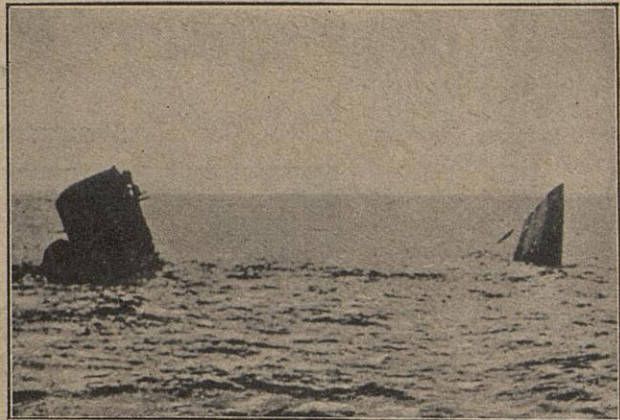
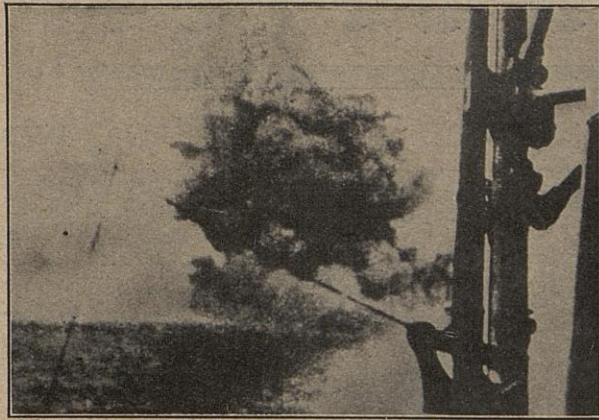
Die Nacht. Um „Lützow“ wird es einsam, nur vier Torpedoboote begleiten sie. Wie sieht es jetzt im Innern des Schiffes aus! Die Hälfte der Schweren Artillerie, viele mittlere Geschütze beschädigt oder außer Gefecht, alle Scheinwerfer bis auf einen unbrauchbar, die beiden vorderen Torpedoräume, fast das ganze Vorschiff, unter Wasser. Funk und Signalmittel sind vernichtet. Große und kleine Brände qualmen an vielen Stellen. Der Backbordbug ist fortgerissen, die Back durchschießt, mitten auf der Back klafft ein Sechsmeter-Krater. Die Wasserfäule eines Geschosses bricht in dem Krater zusammen, und Wasser spritzt aus beiden zerrissenen Bordwänden hinaus. Hinter dem Kommando-stand und der Brücke ist alles zertrümmert und ausgebrannt. Die Kasematten der Mittelartillerie sind vielfach zerstört, ihre Kammern unter Wasser.

Schlimm haben Verbandplätze und Verwundete gelitten. Ein Arzt ist gefallen. Stabsarzt Gelhaar, schwer verwundet, stirbt nach der Schlacht. Im Achterschiff sind in langen Reihen die Toten gebettet; bis zum letzten Augenblick haben sie ihre Pflicht erfüllt. Im Vorschiff sind mehrere Mann vom Wasser eingeschlossen, sie sterben den Heldentod vieler U-Boots-Fahrer und so vieler Vershötteter des Landkrieges.

Was haben die mächtigen Maschinenanlagen unter ihrem Leiter, Oberstabsingenieur Böhl, alles geleistet. Fast während der ganzen Schlacht höchste Fahrt, höchste Anspannung der Kräfte, aller Nerven. Allen Forderungen wurden die Maschinen vollauf gerecht. Gemeinsam haben Maschinenpersonal und Leitzentrale unter Kapitän Hillebrandt mit Pumpenmeister Flinker schwierigsten Kampf gegen Wassereintrich, Feuer, Rauch- und Gasgefahr zu bestehen. Bis zum letzten Augenblick sind die Maschinen fahrbereit, brennt das elektrische Licht. Diese störungslose Arbeit bis zum letzten Ende ist der Sachkenntnis und Pflichttreue des Maschinenpersonals zu danken. Im Kesselraum VI steigt das Wasser immer höher, doch die Heizer arbeiten, bis an die Hüften im Wasser, fort, sie überwachen die Oberkessel bis zum Verlassen des Schiffes. Deutsche Pflichterfüllung!

Die Brücke hält derweilen Ausguck ringsum. Die Absicht des Kommandanten ist es, das Schiff in Richtung Helgoland zu bringen, Angriffen zu entziehen und so lange zu halten, bis die Gefahr des Kenterns oder Sinkens die Rettung der Besatzung verlangt. Ehrenpflicht jedes deutschen Kommandanten. Ein Erreichen eines Hafens war schon lange ausgeschlossen.

Oberstabsmeister Schumann holt seine Turmmannschaft halb schwimmend über die Back. Um 1 Uhr steht das Wasser schon in den Kasematten. Gegen 3 Uhr



Bernichtung des Schlachtkreuzers „Invincible“ durch Schlachtkreuzer „Lützow“.

Aus der Kriegsmarinesammlung

„Lützow“-Treffer bringen Munition zur Explosion.

Munitions-Explosion zerreißt „Invincible“, 1026 Tote.

Trümmer von Heck und Bug ragen aus dem Wasser.

morgens können die Lenzmittel des Mittelschiffes das Wasser nicht mehr bewältigen. 8000 Tonnen Wasser sind im unteren Vorschiff, 13 000 Tonnen im ganzen Schiff. Die Schiffsbewegungen werden labiler.

Der Göschstock vorn ist schon lange unter Wasser, das Heck ragt hoch heraus. Ein Schleppversuch mit Booten gibt keine Fahrt. Auf Befehl des Kommandanten werden alle Verwundeten ins Achterschiff gebracht. Der Torpedo-Offizier mit Patrouillen geht mehrfach durchs Schiff.

Die Besatzung, die so hervorragend gekämpft hat, muß jetzt ihr sinkendes Schiff verlassen. Mustergültig tritt sie auf dem Achterdeck an. Drei Hurras auf den Kriegsherrn und das deutsche Vaterland werden durch den Kommandanten ausgebracht. Die 50 Verwundeten voran, steigt die Besatzung auf die vier Boote. Torpedo-Offizier und Zweiter Artillerie-Offizier machen einen letzten Gang durchs Schiff, dann gehen auch sie von Bord. Als letzter verläßt der Kommandant den Schlachtkreuzer „Lützow“.

Das Torpedoboot G 38 mit einem Rest der „Lützow“-Besatzung geht auf 300 Meter querab vom Schiff. Der mächtige Schlachtkreuzer, vorn stark gesunken, hebt sich scharf vom dämmernden Morgenhimmel ab. Das Wasser erfährt schon die Brücke. Beide Ruder, die vier Schrauben schweben hoch über dem Wasser. Auf Anweisung des Kommandanten schießt das Boot Torpedos, der erste geht über die gesunkene Back, der zweite trifft in Höhe der Schornsteine. Eine mächtige Detonation hebt sich über die Masten. „Lützow“ legt sich nach Steuerbord, kentert und gleitet langsam — immer schneller nach vorn hinab. Zwei Lichter der Rettungsflöße leuchten über der Untergangsstelle auf, Totenfackeln gleich. Die Offiziere stehen auf der Brücke des Bootes, die Hand an der Mütze, die Mannschaft steht an Deck. Ein ernster, feierlicher Augenblick.

Die Gedanken wandern — die „Lützow“ hat ihre Kämpferpflicht treu erfüllt. Jeder vierte schwere Treffer, der die deutsche Flotte traf, traf „Lützow“, das Spitzenschiff. Dies pflichtgemäße Opfer gab Ent-

lastung und Rückkehrmöglichkeit für andere Schiffe. „Lützow“ hat den Schlachtkreuzer „Lion“ abgedrängt, auch „Princeß Royal“ und „Barham“ stark beschädigt, hat Zerstörer „Nestor“, „Dphelia“ beschädigt, „Dnslow“, „Alasta“ und andere außer Gefecht gesetzt, hat Panzerkreuzer „Defence“ im Drei-Minuten-Kampf, Schlachtkreuzer „Invincible“ im Zwei-Minuten-Kampf mit fast 2000 Mann vernichtet. Allein „Lützow“ brachte dem tapferen Briten fast ein Drittel seiner gesamten Schlachtverluste. Sie ist jetzt mit 115 wackeren Helden gesunken, doch die Pflichttreue der Besatzung und der kampfesfrohe Führergeist des Kommandanten, sie mögen bei uns weiterleben.

Die Maschinen der Boote springen an. „Außerste Kraft voraus!“ Kurs Süd! Heimkehrend verjagen die Boote in zwei flotten Gefechten britische Zerstörer und Kreuzer. In der Nacht danach rückt die Besatzung in Wilhelmshaven ein. Und durch die stillen Straßen klingt stolz des Schlachtkreuzers Lied:

„Das war Lützows wilde, verwegene Jagd!“

WDS

Auf einer richtigen Herrenpartie

wird immer mal zwischendurch ein SCHLICHTE „getankt“: Schlichte allein, Schlichte vor dem Bier oder auch Schlichte-Soda - - - ein Genuß, eine Wohltat für jeden!

„Trinket ihn mäßig, aber - - - regelmäßig!“

Schlichte
Steinhäger

¼ Krug RM 4.25 ½ Krug RM 2.25

Birkenwasser - das einzigartige Haarpflegemittel

Im fertigen Erzeugnis, dem weltbekanntesten Birkenwasservon Dr. Dralle, zeigen sich die wundervollen Eigenschaften des Naturprodukts. Die Kopfhaut wird in einer Weise behandelt, die den empfindlichen Haarwurzeln zuträglich ist. Das Haar gesundet von Grund auf und wächst voll und kräftig nach. Schon nach kurzer Zeit erhält es das besondere Aussehen, das mit Sicherheit auf Pflege mit Birkenwasser schließen läßt. Die kleine Mühe einer täglichen Kopfmassage hat sich gelohnt. Das Haar ist wieder friskräftig und erfüllt seinen natürlichen Zweck.

Dralle

RM. 1.40
Weitere Größen RM. 1.80, 3.10,
½ Liter 5.10, 1 Liter 9.20.

Der Sieg des Naturprodukts

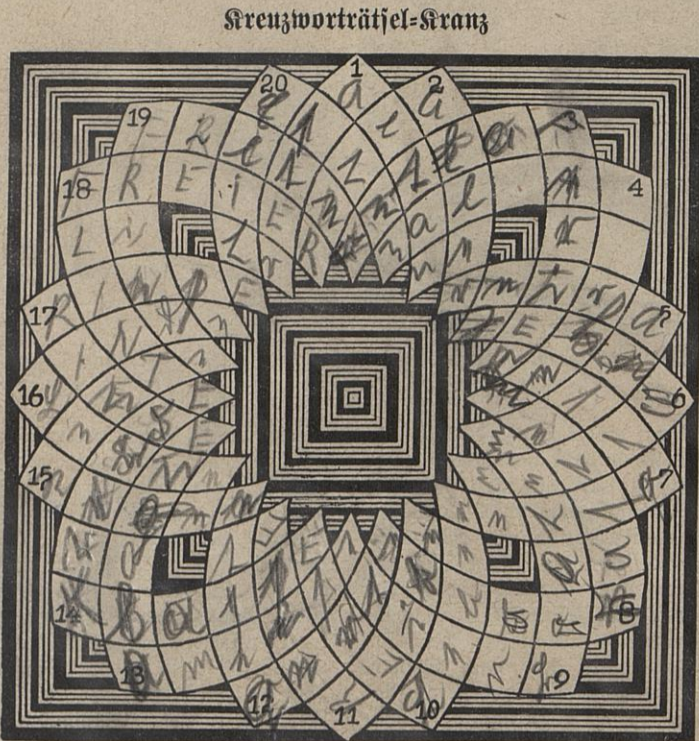
EISU Stahl-Betten Schlafzimmer, Kinderbetten, Holz-Polster, Stahlmatratzen an jeden, Teilzahlg. Katal. frei. Eisenmöbelfabrik Suhl/Tk

Zufriedenheit der Kunden ist mein Leitsatz. Illustriertes Angebot gratis. Sanitätswaren-Versand Arnold, Wiesbaden, Fach 32/P.

Bedeutung der einzelnen Wörter:

a) Im Sinne der Uhrzeigerdrehung: 1. Söller, 2. Nebenfluß der Weser, 3. Urlaubszeit, 4. altes Flächenmaß, 5. chemisches Element, 6. Himmelsrichtung, 7. chemische Verbindung, 8. Krebstier, 9. geographischer Begriff, 10. Gestalt aus „Göh von Verlichingen“, 11. Ortsveränderung, 12. Bewegung, Gebärde, 13. weiblicher Vorname, 14. Zeichenmaterial, 15. regelmäßige Geldzuwendung, 16. Laubbaum, 17. großer Mensch, 18. Werber um ein Mädchen, 19. Seihvorrichtung, 20. osteuropäisches Volk.

b) Entgegengesetzt der Uhrzeigerdrehung: 1. Herbstpflanze, 2. Lebensabschnitt, 3. Schmetterling, 4. Schellfischart, 5. Angehöriger einer Völkergruppe, 6. Musikinstrument, 7. Stadt im Ruhrgebiet, 8. Behältnis, 9. Fleischgericht, 10. Körperorgan, 11. Küchengerät, 12. schlanker Zweig,



Kreuzworträtsel-Kranz

13. Kerbtier, 14. Schulzimmer, 15. regelmäßige Ordnung, 16. Nebenfluß der Aller, 17. Teil des Baumes, 18. Handfeuerwaffe, 19. Völkereintracht, 20. das Luserlesene.

Silberrätsel

Aus den Silben:

bin — bo — bot — brauch — de — del — derff — die — ding — e — e — e — e — ell — eu — ge — ge — gen — ger — gi — ha — i — ig — keit — kir — klo — kopf — kow — la — lei — lin — maus — min — moh — mund — na — na — nah — nal — nan — nau — ne — ni — nieß — o — ot — rat — rhap — re — ren — ri — ri — rung — scha — schaf — sche — sel — so — sti — ta — ter — toll — tuch — tur — un — un — wan — weiß —

Sind 22 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, zwei Zeilen aus einem Gedicht von Ludwig Uhland ergeben.

1. Nordische Göttin, Gemahlin Baldurs, 2. Geziertheit, Gesprenztheit, 3. Tondichtung, 4. Beinamen eines Jüngers Jesu, 5. Gebäck, 6. diplomatischer Vertreter, 7. Maler der Mark Brandenburg, 8. Eigenschaft unforgfältiger Menschen, 9. Gewebe, 10. Giftpflanze, 11. Stadt in Württemberg, 12. Nahrungsmittel, 13. Wäschegegenstand, 14. Urbild, auch Sonderling, 15. Aufbaustoffe für den Körper, 16. brandenburgischer Feldherr, 17. Alpenpflanze, 18. Steinfrucht, 19. Ragetier, 20. Geschreibsel, Puschwerk, 21. zeitgenössischer deutscher Dichter, 22. Kaiserin der Franzosen.

- 1
- 2
- 3
- 4
- 5
- 6
- 7
- 8
- 9
- 10
- 11
- 12
- 13
- 14
- 15
- 16
- 17
- 18
- 19
- 20
- 21
- 22

Doppelsinn

Vorüber ist des Tages Schwüle;
Du hast's den Rock, denn es ward kühle. —
Doch bist du's, lieber Freund, dann bleibe
In frohem Kreis mir ja vom Leibe.

Die beiden Spinnen

Um Spinne, mit „a“ geschüttelt,
Da tobt so manche Schlacht.
Vor Spinne, mit „o“ durchrüttelt,
Nimm, Deutscher, dich in acht!

Daheim

„Ach, seid doch nicht so Wort, ihr Knaben.“
So rief verzweifelt meine Frau.
„Müßt ihr denn ständig Gängel haben!
Das ist ja Wort, doch ohne v.“

Bräune schnell!
Ohne Sonnenbrand!
mit

Stora

Sonnenschutz ohne Fett und Öl

Stora schützt zuverlässig vor Sonnenbrand.
Die Haut wird sehr schnell braun!

Flaschen zu RM. 1.- u. 2.-

„Konnte infolge heftiger Ischias kaum gehen.“ „Nach knapp 1 Stunde fast keinen Schmerz mehr.“

Herr Prokurist Otto Wilsky, Berlin SW 68, Dranienstr. 138/I, berichtet uns am 31. März 1938: „Durch eine wochenlang verheerende Grippe hatte ich mir eine heftige Ischias zugezogen, so daß ich kaum gehen konnte und sehr starke Schmerzen hatte. Nichts, was ich dagegen versuchte, half; die Schmerzen ließen nicht nach und mein Krankheitszustand besserte sich nicht, so daß ich bald verzweifelte. Da las ich in der Zeitung von Logal und obwohl ich gegen alle Tabletten etwas skeptisch eingestellt bin, wollte ich doch einmal einen Versuch machen. Ich ließ mir zunächst eine kleine Packung holen und nahm hiervon 3 Tabletten. Aber die Wirkung war ich völlig erstaunt, denn nach knapp 1 Stunde verspürte ich kaum noch einen Schmerz in den Beckenknochen, und ich habe aus Freude meinen Arbeitskameraden die geradezu frappante Wirkung Ihrer Logal-Tabletten erzählt. Heute, nach dem Verbrauch der 2. Packung, verspüre ich fast überhaupt keine Schmerzen mehr und ich bedauere, daß ich nicht früher zu Logal gegriffen habe.“

Logal hat Unzähligen, die von Rheuma, Gicht, Ischias, Hexenschuß so wie Nerven- und Kopfschmerzen geplagt wurden, rasche Hilfe gebracht. Es befreit von den quälenden Schmerzen und wirkt günstig auf die Ausscheidung von Krankheitsstoffen und Stoffwechselgiften. Selbst bei veralteten und hartnäckigen Fällen wurden oft überraschende Erfolge erzielt! Bei Erkältungskrankheiten, Influenza und Grippe bekämpft Logal die Krankheitserreger, wirkt bakterientötend und beseitigt damit diese Uebel in der Wurzel. Keine schädlichen Nebenwirkungen! Die hervorragende Wirkung des Logal ist von Ärzten und Kliniken seit Jahren bestätigt. Haben auch Sie Vertrauen und machen Sie noch heute einen Versuch — aber nehmen Sie nur Logal! In allen Apotheken Mk. 1.24.

Das aufklärende Buch „Der Kampf gegen den Schmerz“, welches für Kranke sowohl wie für Gesunde von größtem Interesse ist, erhalten Sie auf Wunsch kostenlos vom Logalwerk München 27P/44a

Bis RM 2400.- jähr. Einnahme auch mehr, durch Champignon Pilzzucht in Keller, Stall, Schuppen, Garten usw. Ich verm. Pilzernte und ert. Auskult. M. Benecke, Hamburg 22/199

Thermalbad Hofgastein Kurhotel Alte Post Bestbürgerl. Großer Garten. Einsteigebäder. Zentralheizung, Neubau „Heimdall“ a. W.

Ameisen
mit Brut u. Königin vernichtet sicher
Delicia
Chem. Fabrik DELICIA in DELITZSCH
Erhältlich in Drogerien und Apotheken

PHOTO-TAUSCH
Teilzahlung, Ansichtsendung, 224 seit. Katalog 8 2
Großformat kostenlos. Gelegenheiten. Der Film-Interessent verlangt den neuen Filmhelfer.
Der Welt größtes Photo-Spezialhaus
Nürnberg
Der Photo-Parst o. N. W. 2

Karreerätsel

1	2	3	4	5	6	7
8	9	10	11	12	13	14
15	16	17	18	19	20	21
22	23	24	25	26	27	28
29	30	31	32	33	34	35
36	37	38	39	40	41	42
43	44	45	46	47	48	49

Jede Zahl der zu erratenden Wörter entspricht einem Buchstaben, der in das mit der gleichen Zahl bezeichnete Karree einzutragen ist. — Die Buchstaben von 1 bis 49

ergeben, fortlaufend gelesen, ein Wort von Napoleon I.
 1. Stadt am Rhein 41 2 10 12 11 20, 2. Teil der Treppe 22 19 34 7 13, 3. Bestandteil des Bieres 9 37 6 30 16 3, 4. Afrikanischer 18 1 14 21 28, 5. sportliche Kampfbahn 24 25 15 14 2 8 35, 6. absatzloser Schuh 5 6 44 20 4 26, 7. Gelenkrankheit 36 27 17 9 33, 8. Niederschlag 32 17 38 48 29 31, 9. Hunderrasse 43 6 23 45 46, 10. niederländische Freiheitskämpfer 49 40 47 22 42 39.

Amerikanisches

1 m, 2 p, 4 i, 4 j,
 2mal in USA.? O, yes!

Lösungen der Rätsel aus Nr. 20

Magische Figur:
 1. Thermometer, 2. Treibriemen, 3. Hoerselberg, 4. Ueberbrettel, 5. Meteorstein.

Schnelle Abreise: packe, packe.

Silberrätsel:

Ein unterrichtetes Volk läßt sich leicht regieren.

1. Coviva, 2. Industrie, 3. Narves, 4. Uranus, 5. Rehhaut, 6. Tantalus, 7. Etui, 8. Rindfleisch, 9. Raphael, 10. Ideologie, 11. Chianti, 12. Tolpatsch, 13. Elektrizität, 14. Tenor, 15. Euphrosyne, 16. Schmetterling, 17. Verdi, 18. Oberrealschule, 19. Viquiter, 20. Kniebeuge, 21. Laurin.

Von Kopf bis Fuß:

Krach, Urania, Gramm, Einem, Lafche, Sonder, Teltow, Dase, Sänger, Sumpf, Elite, Nachen. — Kugelstoßen, Hammerwerfen.

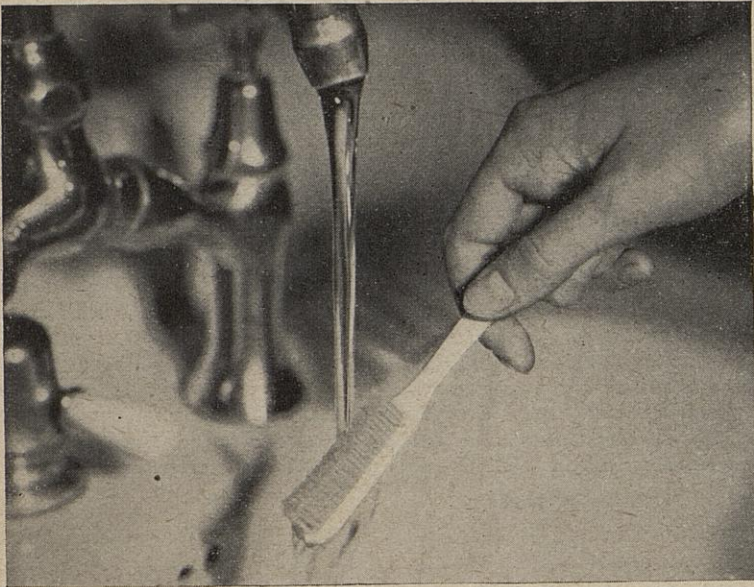
Alter Scherz: Garn-ichts, gar nichts.

Kreuzwörterrätsel:

Waagrecht: 1. Me, 3. See, 6. Maifeld, 7. See, 8. Affen, 9. Ara, 11. Goldoni, 12. Amt, 13. Not.
 Senkrecht: 1. Amu, 2. Einfalt, 3. Telefon, 4. Elen, 5. Ede, 6. Arom, 9. Aga, 10. fit.

Aus drei — mache eins:

1. Ziehharmonika, 2. Wunschorgel, 3. Interpunktion, 4. Naturforscher, 5. Gelsenkirchen, 6. Gutedanfest, 7. Rosenkavalier. — Zwinger.



Warum genügt das Bürsten mit Wasser nicht?

Viele Leute meinen, daß Mundspülen und Bürsten mit Wasser genüge, um die Zähne schön zu erhalten. Das ist ein Irrtum. Dauernd setzen sich an den Zähnen Kittstoffe an, die allmählich zur Bildung von Zahnstein führen. Man braucht also eine Zahnpasta, die nicht nur mechanisch säubert, sondern auch den Ansatz von Zahnstein verhindert. Das tut Nivea-Zahnpasta. Wer Nivea-Zahnpasta regelmäßig benutzt, bewahrt sich das natürliche Weiß seiner Zähne.



40 Pfg. die große Tube
 25 Pfg. die kleine Tube

Doppellicht Lumimax

ein Vergrößerungs-Apparat für die Formate bis 6/6 oder bis 6/9 cm / Größere Lichtintensität / Bessere Entlüftung durch aufklappbaren Reflektor. Prospekt gratis!

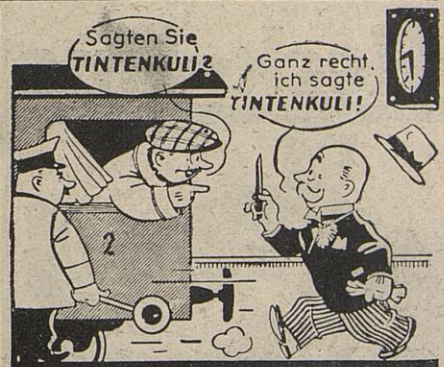
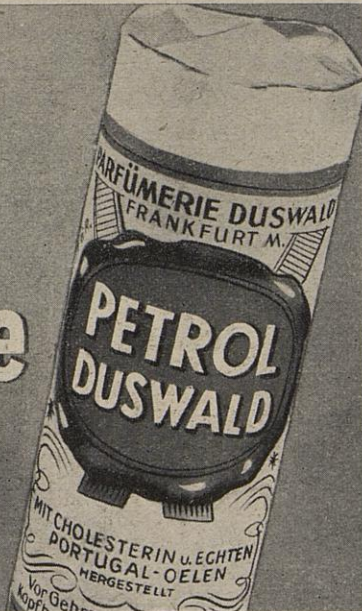
Ihagee
 KAMERAWERK
 STEINBERGEN

EICH
 NORM

IHAGEE-KAMERAWERK · DRESDEN-STRIESEN 40

... und zur **Haarpflege**

Flasche zu 1,65 u. 2,25
 PARFÜMERIE DUSWALD, FRANKFURT/M.



Wo schreibt der nette Tintenküli

— wie ein Bleistift, aber mit fließender Tinte. Er gleitet über's Papier, wie Maxie Herber über's Eis. — Er kratzt nicht — kleckst nicht und macht haarscharfe Durchschriften. Im nächsten Fachgeschäft können Sie ihn für 5,85 Mk. kaufen. Achten Sie auf seinen roten Ring, das Kennzeichen seiner Echtheit.


Zwei sprechen über Tabak!



„Sie rauchen wohl nicht mehr und haben es ganz eingestellt?“
 „O nein, mir schmeckt meine Zigarette nach wie vor. Ich habe nur noch einen anderen Tabak, den ich jetzt öfters nehme: den Hanewacker.“
 „Hanewacker, den rauchlosen Tabak?“
 „Ja, der schmeckt ganz fabelhaft, bekommt wundervoll und — man kann ihn auch dort nehmen, wo Rauchen verboten ist!“
 Eine Probe Hanewacker „Besonders mild“ — die Sorte für den Anfänger — erhalten Sie auf Anforderung kostenlos.

Hanewacker
 Ein Genuß — auch für Sie!

G. A. HANEWACKER G. m. b. H., NORDHAUSEN



BERGER
 STROMLINIEN-WOHNAHÄNGER 750.— 1500 RM.
 Ausführlicher Katalog kostenlos durch
 BERGERWERK · DACHAU 783 · OBERBAYERN

Satyrin-Tabletten geg. Alterserscheinungen und sex.
 Neurasth. Ausk. kostenl. Akt. Ges. Hormona. Düsseldorf 200

Rund ums Haus
 BAUWELT-SONDERHEFT 16
 Anleitungen für die Ausführung von Spielecken, Sitzplätzen, Zäunen, Lauben, Wegen, Spalieren, Futterhäuschen. Preis 1 Mark. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.
 BAUWELT-VERLAG, Berlin SW 68 Bauwelthaus

fleck-fips



reine Kleider
 in allen Fachgeschäften -35,-55 1,-



Sonne, See und — Sand der windbewegten Ostsee und süße Mandeln vom Mittelmeer dienen täglich Ihrem Teint — Ihrer Schönheit.

Treiben Sie damit AOK-Naturkosmetik. Sie verleiht Ihnen Frische, dauernde Anmut und makellosen Teint.

Waschen Sie sich täglich mit der naturreinen

AOK SEESAND MANDELKLEIE
 Karton-Packung: 48 Pfg.
 Streudose: 96 Pfg.

AUSLAND. * DEPOTS:

R. Wirz, Basel · H. Borkowski, Danzig · Totte, Rotterdam

SCHICKSALSLAND

am
Donaustrand

Österreichs Weg ins Reich

Von

ALFRED GERIGK

Copyright 1938 by Deutscher Verlag, Berlin

Die letzte Fortsetzung schloß:

Clemenceau behandelt die österreichische Frage sehr großzügig. Frankreich ist mit den Tschechen verbündet, Frankreich ist mit den Polen verbündet, Frankreich ist mit den Südslawen verbündet. Clemenceau läßt die Grenzen, die seine Verbündeten verlangen, auf einer Karte einzeichnen. „Der Rest heißt Oesterreich“, meint er trocken zu dem Obersten Rat der Friedenskonferenz.

Man hat vorläufig keine Zeit, sich um das kleine Oesterreich zu kümmern, das nur unbequem ist, weil es mit immer neuen Noten mahnt, man dürfe seine Bevölkerung nicht verhungern lassen. Man muß zuerst einmal die deutschen Kolonien verteilen. Man muß sich darüber verständigen, wie die deutsche Wehrmacht zerschlagen werden kann, und dann kommt die wichtigste aller französischen Forderungen: der Rhein.

Frankreich kann nur Sicherheit gegen Deutschland haben, wenn ein neuer Staat zwischen den beiden Ländern geschaffen wird. Frankreich verlangt die Errichtung eines freien und unabhängigen Rheinstaates, dem es alle seine Hilfsmittel gegen die preußische Unterdrückung zur Verfügung stellen würde.“ Das ist der Inhalt aller Reden und Erklärungen, die Präsident Wilson täglich zu hören bekommt. Frankreichs Oberkommandierender, der Marschall Foch, ist unerbittlich — seine Truppen halten die Rheinlande besetzt, und er ist entschlossen, Sicherheiten dafür zu schaffen, daß sie niemals mehr den Rhein verlassen müssen.

„Clemenceau ist ein schrecklicher Mensch“, gesteht Präsident Wilson, „zwei Stunden lang kann man mit ihm reden, und wenn er dann wieder spricht, steht er noch immer auf seinem alten Standpunkt. Ich kann unmöglich ein paar Millionen Deutsche unter französische Herrschaft stellen.“

Doch eines Tages ist die Einigung da. „Wenn wir den Rhein fünfzehn Jahre besetzt halten, werden wir schon Gründe finden, ihn nicht mehr zu verlassen“, hat Marschall Foch nach langen Beratungen dem „Tiger“ versichert.

„Fünfzehn Jahre Rheinlandbesetzung“, heißt also der Einigungsvorschlag Clemenceaus an Wilson. „Aber wenn Frankreich so großzügig ist, muß wenigstens dafür gesorgt werden, daß Deutschland keinen Machtzuwachs bekommt. Auf die Angliederung Oesterreichs an Deutschland müssen Sie unter allen Umständen verzichten, Herr Präsident.“ Wilson findet sich längst nicht mehr in den europäischen Dingen zurecht. Auch zu den Forderungen an Oesterreich kann er nur noch müde und erschöpft seine Zustimmung geben.

„Ich kann gegen Oesterreich nur Abscheu und Verachtung fühlen“, hat Clemenceau einmal dem Präsidenten Poincaré gestanden. Er hat seine Gründe, Oesterreich zu hassen, und er vergibt nie. Artikel, die er vor dem Krieg für die „Neue Freie Presse“ geschrieben hat, sind von der österreichischen Kriegspropaganda gegen Frankreich benutzt worden. Sein Bruder ist mit einer Oesterreicherin verheiratet, und er findet es unverzeihlich, daß ein Verwandter seiner Schwägerin zu den österreichischen Journalisten gehört, die die Ansprüche ihres Landes verteidigen. Vor allem aber — Oesterreich hat mit seinem Todfeind Briand einmal Friedensgespräche angeknüpft und sie nachher verleugnet, als er, Clemenceau, an die Macht kam.

Der deutschen Friedensdelegation, die hinter Stacheldraht in ihrem Hotel sitzt, werden die Friedensbedingungen übergeben. Darin steht der Artikel 80: „Deutschland anerkennt die Unabhängigkeit Oesterreichs und wird sie streng als unabänderlich beachten.“

Die deutschen Vertreter protestieren: „Deutschland hat nie die Absicht gehabt, die deutsch-österreichische Grenze gewaltsam zu verschieben. Sollte aber die Bevölkerung Oesterreichs, dessen Geschichte und Kultur seit tausend Jahren auf das engste mit dem deutschen Stammland verbunden ist, wünschen, den staatlichen Zusammenhang mit Deutschland wieder herbeizuführen, so kann Deutschland sich nicht verpflichten, sich dem Wunsche seiner deutschen Brüder in Oesterreich zu widersetzen.“

Die Mächte finden keine andere Antwort als die Mitteilung, sie nähmen Kenntnis davon, „daß Deutschland versichert, daß es niemals die Absicht hat, die österreichische Grenze mit Gewalt zu ändern“.

Der Trauertag von St. Germain

Hinter Stacheldraht sitzen in einem anderen Pariser Vorort in diesen Waitagen die österreichischen Vertreter bereit, um die Friedensbedingungen entgegenzu-

nehmen. Anfang Mai hat man sie nach Paris geladen. In dem Landstädtchen St. Germain hat die Menge sie neugierig bestaunt, als sie sich in ihr Hotel begaben. Tag um Tag warten sie, und immer wieder teilt man ihnen mit, daß sie weiter zu warten hätten, weil die Friedensbedingungen noch nicht fertig seien. Aber am 2. Juni werden sie endlich in das Schloß von St. Germain geladen.

Es ist ein Bau, dessen düstere Strenge scharf von der Heiterkeit der meisten französischen Schlösser abweicht. Ein Museum ist in diesem Schloß untergebracht. Clemenceau trifft schon eine Weile vor dem Konferenzbeginn in St. Germain ein. Langsam und schwerfällig steigt er die Treppe zum ersten Stock hinauf, wo der Empfang der Desterreicher stattfinden soll. Vor dem großen Museumsaal, dessen Glaskästen für diesen Tag ausgeräumt und verhüllt sind, bleibt er einen Augenblick stehen, um Luft zu schöpfen.

Er wirft einen Blick umher, und sein Auge bleibt auf der Eingangstür des Saales hängen: „Was steht da über der Tür?“

„Ausgestorbene Rassen der Menschheit, Herr Präsident.“

Der „Tiger“ lacht: „Aha, das paßt ja ausgezeichnet für die Herren Desterreicher.“

Dann erscheinen sie im Sitzungssaal, die „Herren Desterreicher“. Eistiges Schweigen empfängt sie. Man weist ihnen ihre Plätze an. In dem großen Konferenzsaal sitzt Clemenceau, die Hände wie stets mit grauseidenen Handschuhen bekleidet. Er spielt mit einem Federmesser und nimmt von den Desterreichern keine Notiz, bis sie sitzen.

„Meine Herren Vertreter der österreichischen Republik!“, so redet er sie an. „Die verbündeten Mächte haben mich beauftragt, Ihnen, wenn auch nicht den vollständigen Text des Entwurfes, so doch wenigstens seine fertiggestellten Teile zu überreichen. Eine mündliche Erörterung findet nicht statt, und Ihre Bemerkungen sind schriftlich vorzulegen. Sie erhalten eine Frist von 14 Tagen für die Vertragsteile, deren Korrekturbogen Ihnen heute übergeben werden.“

„Lange und hart hat das Volk von Deutsch-Desterreich auf diesen Tag gewartet... Wir hoffen, daß das Gewissen der Welt auch unserem Volk jenes unveräußerliche Selbstbestimmungsrecht nicht verweigern und nicht verkürzen lassen wird... Nur der großzügigen Hilfsaktion, die von amerikanischer Seite organisiert wurde, verdanken wir es, daß unser Volk vor dem buchstäblichen Hungertode gerettet ist... Bisher haben Sie nur die Stimmen unserer Nachbarvölker gehört, aber es ist billig, daß der Schiedsrichter beide Teile berücksichtigt...“ Die Verteidigungsrede der Desterreicher wird nur mit halben Ohren angehört. Was soll man mit solchen Reden anfangen, warum soll man für ein so kleines Volk Zeit verschwenden?

Während in Versailles die deutschen, in St. Germain die österreichischen Vertreter samt ihren Sachverständigen, samt den Journalisten, die sie begleiten, hinter Staheldraht gehalten werden, ziehen Demonstrationen durch die Straßen von Paris. „Nieder mit dem Krieg!“ ist der Ruf der Sprechchöre und die Aufschrift der Schilder, die mitgetragen werden. „Macht endlich Frieden!“ Und dazwischen vereinzelte Rufe: „Es lebe

Während in Versailles die deutschen, in St. Germain die österreichischen Vertreter samt ihren Sachverständigen, samt den Journalisten, die sie begleiten, hinter Staheldraht gehalten werden, ziehen Demonstrationen durch die Straßen von Paris. „Nieder mit dem Krieg!“ ist der Ruf der Sprechchöre und die Aufschrift der Schilder, die mitgetragen werden. „Macht endlich Frieden!“ Und dazwischen vereinzelte Rufe: „Es lebe

Noch besser!

WELTUR

6x6 / 4,5x6
ab RM. 149.—

• Gekuppelter Einblick-Entfernungsmesser mit stärker versilberten Prismen, Neophanglas und Schottgelbfilter • TriebEinstellung • Compur mit Selbstauslöser • 12 Bilder 6x6 oder 16 der Größe 4,5x6

WAURICH & WEBER vorm.
WELTA-KAMERA-WERKE FREITAL/DRESDEN

Mit **GOLD-
STERN**
rasieren
ein Genüss.

Hühneraugen
auf und zwischen den
Zehen, Hornhaut und
Ballen-Schmerzen
beseitigt man mit

Dr. Scholl's Zino-Pads

Nach Dr. W. M. Scholl amerik. Arzt und Orthopäde.
Erhältlich in Drogerien, Apotheken, Sanitätsgeschäften.
Benutzen Sie Dr. Scholl's Badesalz für Voll- und Fußbad.

Künstl. Zähne
ohne
Bürste
schnell
sauber
durch
Das unschädliche
Kukident

Männer erhalten wichtige Broschüre gegen sex. Neurasthenie diskret u. kostentl. von SCHULTE & CO., Komm.-Ges., Frankfurt a. M., Schließfach Nr. 35

Wasser im Garten
Bauwelt-Sonderheft 15
Anlage und Unterhaltung von
Vogelbrunnen, Pflanzenbecken,
Plansch- und Schwimmbecken.
Preis 1 Mark. Zu beziehen
durch alle Buchhandlungen.
BAUWELT-VERLAG, Berlin SW 68, Bauwelthaus

Dr. Druckreys **Drula Bleichwachs**
heißt das Mittel, das auch Ihre
harnackigen
Disminuoproffim
und Hautunreinigkeiten
restlos beseitigt. Mk. 2,40 frca
Chem. Labor. Dr. Druckrey, Quedlinburg. 1

Keine Gefahr!
Seifix erhalten
Sie überall in
gleicher Güte,
deshalb
nur in
Dosen

Seifix
bohnert-wunderbar-
müheles u. spiegelklar!

Der Alpdruck

„Nur nicht zu dick werden!“
So stöhnen tagtäglich Tausende von schlanken, jungen Frauen, die sich in ihren Alpträumen (und manchmal auch in den Hüften) schon stärker und stärker werden sehen. Warum solche Angst? Die Wissenschaft hat längst dafür gesorgt, daß man auf natürliche Weise schlank bleiben kann. Die Dragées Neunzehn des genialen Prof. Dr. med. H. Much, die nach dem Essen genommen werden, erziehen den Darm zu normaler Peristaltik und verhindern dadurch die übermäßige Fettgewinnung des Körpers. Sie erfassen damit das Übel an der Wurzel und machen eine radikale Einschränkung des Essens und ähnliche Gewaltkuren überflüssig. Dragées **„Neunzehn“** sind ein reines Naturprodukt, verursachen kein Kneifen und können unbedenklich täglich genommen werden. Preis: Packung à 40 St. 1,34 RM., à 150 St. 3,94 RM. Zu haben in all. Apotheken.

K N I T T E R F R E I E

PFAUKRAWATTEN

F Ü R D E N S O M M E R

Das kann entscheidend sein: MIT ODER OHNE FETT

Schon ein geringer Mangel im natürlichen Fettgehalt der Kopfhaut kann zu tiefgreifenden Störungen des Haarwuchses führen, insbesondere zu sprödem, unansehnlichem Haar, zu trockener Schuppung der Kopfhaut und zu lästigem Kopfhautjucken. Trilysin mit Fett sichert einen gleichmäßigen Fettgehalt entsprechend den normalen Bedürfnissen des Haarbodens. Verwenden Sie daher bei Neigung zu sprödem Haar und Schuppenbildung regelmäßig Trilysin mit Fett.



Trilysin MIT FETT

Trilysin: Flasche RM 1.82 und RM 3.04. Bei besonders trockenem und sprödem Haar oder sehr empfindlichem Haarboden außerdem Trilysin-Haaröl: Flasche zu 90 Pfg. Zur schonenden Kopfwäsche Trilypon, seifen- und alkali-frei: Flasche zu 50 Pfg. und RM 1.20.

Lenin! Handgemenge mit der Polizei, Schießereien, Verwundete und Tote, zahlreiche Verhaftungen. Aber die Zeitungen dürfen kein Wort von diesen Demonstrationen, diesen Zusammenstößen bringen.

Drei Monate später nimmt unter dem Druck der Drohung mit neuer Hungerblockade die österreichische Nationalversammlung den Gewaltfrieden von St. Germain an.

„Wir erheben vor aller Welt feierlich Protest dagegen“, so erklärt sie zugleich in einer Kundgebung an die Entente, „daß der Friedensvertrag von St. Germain unter dem Vorwand, die Unabhängigkeit Deutsch-Oesterreichs zu schützen, dem deutsch-österreichischen Volk sein Selbstbestimmungsrecht nimmt, ihm die Erfüllung seines Herzenswunsches, seine wirtschaftliche, kulturelle und politische Lebensnotwendigkeit, die Vereinigung mit dem deutschen Mutterlande, verweigert.“

In unerschütterlicher Zuversicht

Frankreich hat Herrn Allizé, der so erfolgreich Ratschläge zur Verhinderung des Anschlusses gab, von seinem Wiener Posten in allen Ehren abgelöst. Ein neuer französischer Gesandter, Lefèvre-Pontalis, ist in Wien eingezogen. Am 21. April 1921 erscheint er im Bundeskanzlerpalais, um eine Erklärung abzugeben. „Falls die österreichische Regierung nicht instande sein sollte, die gegenwärtigen, auf den Anschluß an das Deutsche Reich hinielenden Umtriebe wirkungslos zu machen, wird die französische Regierung das Hilfswerk für Oesterreich einstellen.“ Der französische Gesandte fügt hinzu, daß diese Erklärung auch für die anderen verbündeten Regierungen gilt.

Es hat kaum ein Jahr nach dem Abschluß des Vertrages von St. Germain gedauert, bis die Anschlußbewegung in aller Stärke wieder aufgeflammt ist. Einstimmig hat die österreichische Nationalversammlung im Oktober 1920 den Beschluß gefaßt: „Die Staatsregierung wird aufgefordert, spätestens innerhalb sechs Monaten eine Volksabstimmung über den Anschluß an das Deutsche Reich anzuordnen.“

Die Entente-Gesandten veranstalten seitdem von Woche zu Woche neue Sturmangriffe auf die österreichische Regierung. Sie wissen genau, wie eine Volksabstimmung ausfallen würde, und sie wissen auch, daß es selbst mit Gewalt schwer sein würde, die Trennung der beiden deutschen Staaten aufrechtzuerhalten, wenn erst einmal das Volk gesprochen hat.

Aber wenn die Bundesregierung unter dem Druck der Entente-Gesandten, unter dem Druck der Drohungen mit Hungerblockade steht — die einzelnen Landesregierungen in Tirol, in Salzburg, in der Steiermark, in Kärnten sind weit genug vom Schauplatz dieser Unterdrückungsversuche entfernt, um sich nicht zu fügen. In den letzten Maitagen des Jahres 1921 strahlt Salzburg im Glanz der Flaggen, die alle Häuser schmücken. Mit Fanfarenbegleitung beginnt der Tag — um 7 Uhr früh schon ziehen unter Musikbegleitung viele Tausende von Salzburgern in die Abstimmungslokale. Die Salzburger wissen: Tirol hat für den Anschluß gestimmt — und sie wollen nicht hinter Tirol zurückbleiben. 95 Prozent der abstimmungsberechtigten Tiroler haben die Frage: „Wird der Anschluß an das Deutsche Reich gefordert?“ mit „Ja“ beantwortet. Salzburg steht mit Tirol in edlem Wettstreit.

Auf dem Residenzplatz sammeln sich viele Tausende von Menschen, die ihre Eindrücke austauschen. Man hat die Militärattachés der Ententestaaten erkannt, auch wenn sie in Zivil durch die Salzburger Straßen gingen. Man hat ihnen gezeigt, daß hier eine wirkliche Volksbewegung spricht. Die Menschenmenge auf dem Residenzplatz singt das Deutschland-Lied. Die Menge wartet auf das Abstimmungsergebnis. Jubelnd wird jedes einzelne Stimmergebnis begrüßt, bis endlich die Zählung beendet ist: 98 546 Stimmen für und 877 Stimmen gegen den Anschluß.

Mit lauten Jubelrufen werden vier Autos begrüßt, die in die Stadt einfahren — sie bringen die Grenzpfähle Bayerns und Salzburgs, als ein Symbol dafür, daß das deutsche Volk keine Grenzpfähle mehr zwischen seinen Stämmen dulden will.

„Unter dem Eindruck des glänzenden Sieges der Abstimmung entbietet Salzburg dem Steirer Land herzlichste Heilgrüße und fordert den Steirischen Landtag auf, fest zu bleiben.“ Auch das Land Steiermark plant eine Abstimmung, und niemand zweifelt, daß sie so verlaufen wird wie die Abstimmungen in Tirol und Salzburg.

Da setzt ein neuer Feldzug der Entente-Gesandten in Wien ein. In dem Wiener Bundeskanzleramt läuft ein Telegramm ein: „Wir eruchen die österreichische Bundesregierung dringend, darauf hinzuwirken, daß zunächst keine weiteren Anschlußkundgebungen stattfinden. Ein praktisches Ergebnis ist einstweilen nicht zu erwarten, und die Kundgebungen bereiten nur diplomatische Schwierigkeiten.“ Unterzeichnet ist dieses Telegramm, das wie eine private, aber eindringlichste Mahnung wirken soll, von dem deutschen Reichskanzler.

Wie ein Donner Schlag wirkt es auf die österreichische Bundesregierung und auf die Landesregierungen, denen der Inhalt mitgeteilt wird. Aus Berlin kommt eine entrüstete Rückfrage, als die Wiener Zeitungen Gerüchte über dieses Telegramm veröffentlichen. Ein erregtes Hin- und Herfragen setzt ein.

Nach wenigen Tagen ist festgestellt, daß dieses Telegramm eine glatte Fälschung war, aber der Zweck der Fälschung ist doch zum Teil erreicht — in die Hochstimmung ist ein Schatten gefallen, der erst wieder verschwinden muß.

Inzwischen ist die Entente zu neuen Drohungen übergegangen: „Die verbündeten Mächte sind entschlossen, im Falle weiterer Anschluß-Umtriebe die Verhandlungen über eine Nahrungsmittel-Anleihe für Oesterreich sofort einzustellen. In diesem Fall würde einer Besetzung Kärntens durch südslawische Truppen zugestimmt werden. Die Uebergabe der burgenländischen Gebiete an Deutsch-Oesterreich könnte in einem solchen Fall selbstverständlich nicht durchgeführt werden.“ Der französische Gesandte fügt beiläufig hinzu, daß man natürlich den Gedanken einer Aufteilung Deutsch-Oesterreichs unter seinen Nachbarn erwägen müsse, wenn Oesterreich sich immer wieder als Unruheherd erweisen sollte.

Vor der Gefahr der Hungersnot, der militärischen Besetzung, der Auflösung Deutsch-Oesterreichs müssen sich nun auch die Länder beugen. Die Abstimmung in Steiermark wird nicht mehr durchgeführt.

Doch in den schlimmsten Tagen des Deutschen Reichs, als die Franzosen das Ruhrgebiet besetzt haben, als die deutsche Inflation so viele wirtschaftliche Werte vernichtet, als sich in Sachsen und Thüringen kommunistische Banden bilden, legt Salzburg noch einmal ein Treuebekenntnis zum Reich ab. Am Rathaus der Stadt Salzburg wird im Sommer 1923 eine Gedenktafel zur Erinnerung an die Volksabstimmung angebracht: „In unerschütterlicher Zuversicht, daß die verlorene Einheit des Vaterlandes wieder errungen wird“, steht darauf in ehernen Buchstaben.

Unterhalb Jahrzehnte mußten vergehen, ehe sich diese Zuversicht erfüllte.

— Ende. —

HUMOR

Zeichnung von Barlog

„Bati ist es wirklich wahr: Muß ich zur Schule gehen, bis ich achtzehn Jahre alt bin?“

„Ist doch nicht schlimm, denk an deine Lehrer — die müssen hingehen, bis sie zweiundsechzig sind!“

*

Otto schreibt Gedichte. Ottilie muß sie lesen.

„Was sagen Sie zu meinen Gedichten, Ottilie?“

Sagt Ottilie: „Jetzt weiß ich, daß es nicht immer ein Kompliment ist, wenn man mir sagt, ich sähe wie ein Gedicht aus!“

*

Bibber ist jung verheiratet. Die ganze Woche lang hat es zum Mittag Gulasch gegeben. Am Sonntag rafft sich Bibber auf: „Hör mal, Lottchen, könntest du in der kommenden Woche nicht mal was anderes kochen?“

„Aber Liebling, ich wollte ja schon alle Tage etwas anderes kochen, aber was ich auch für Fleisch kaufe — alles wird Gulasch.“

*

„Ach, Sie kennen die Filmdiva Myra Lyra persönlich? Lebt die nicht in Hollywood?“



„So, gnä' Frau, jetzt können Sie genau sehen, wie gut das Kleid Ihnen passen wird!“

„Ja, sie ist schon sehr lange dort, aber dreimal war sie inzwischen in Europa.“

„Ist ihr Mann immer mitgekommen?“

„Ja, und es waren sehr nette und prächtige Männer, alle drei!“

*

Herr (in einer Versammlung): „Sieh doch mal den Generaldirektor an! Sein Klemmer ist ihm beim Reden die ganze Nase runtergerutscht. Fast hat er ihn schon im Mund!“

Der andere Herr: „Gewiß sieht er dann besser, was er sagt.“

*

Als ein Junge auf einer amerikanischen Schule gefragt wurde, was der Unterschied zwischen einem König und einem Präsidenten sei, gab er folgende Antwort:

„Ein König ist der Sohn seines Vaters — ein Präsident aber nicht!“

*

„Hören Sie mal“, sagte der Richter zum Angeklagten, „der Zeuge hat eine Beule am Kopf, und trotzdem behaupten Sie, Sie hätten ihn lediglich mit geistigen Waffen bekämpft?“

„Bitt schön, Herr Richter — es war ein Band Goethe!“

Das Beispiel mit dem Pfirsich.

Seine sammetweiche Haut lehrt, daß es eine natürliche Schönheit gibt, — jene vollkommene frische Art, die jeder „Verschönerung“ überlegen ist. Zu ihrer Pflege bedienen sich viele Frauen und Mädchen darum auch nur der **Warta**-Seife mit Hautnahrung. Und der Erfolg lobt ihren Entschluß. Der besonders milde Schaum der **Warta**-Seife wird von den Hautporen gleichsam aufgesogen. Er löst die feinen, verstopfenden Staubteilchen und gibt an die nun atmenden Zellen die verjüngenden Nährstoffe ab, von denen die Seife gleichmäßig durchsetzt ist.

Normal-Stück
18 Pf.

Warta

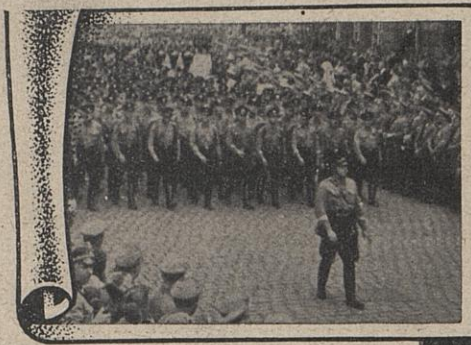
Gross-Stück
28 Pf.

Seife
mit Hautnahrung

*

Das aktive Schönheitsmittel

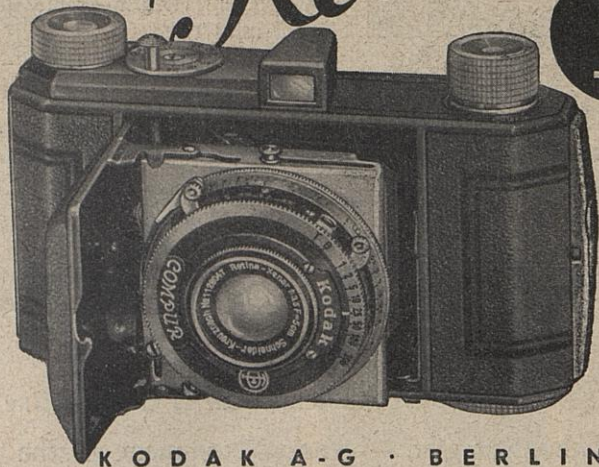




Da gab's nur eines: Auf die Laterne!

Dann mit einer Hand festgehalten — mit der anderen geknipst. Jawohl, einhändig geknipst — und doch nicht verwackelt, denn die „Retina“ hat ja einen erschütterungsfrei auslösenden, bequem rechts liegenden Gehäuseauslöser. Sie glauben ja gar nicht, wie klein und griffig die „Retina“ ist. Lichtstarke Optik f:3,5 in Compur-Verschluß, ein heller und klarer Fernrohrosucher und der mechanische Tiefenschärfenrechner wirken zusammen zu stets guten Aufnahmen.

Retina II



Mit lichtstarker Optik f:3,5 Compur-Verschluß, Gehäuseauslöser, optischem Sucher, mech. Tiefenschärfenrechner, von RM 75.— an.

KODAK A-G · BERLIN SW

Fahren Sie mit der BZ nach Amerika!

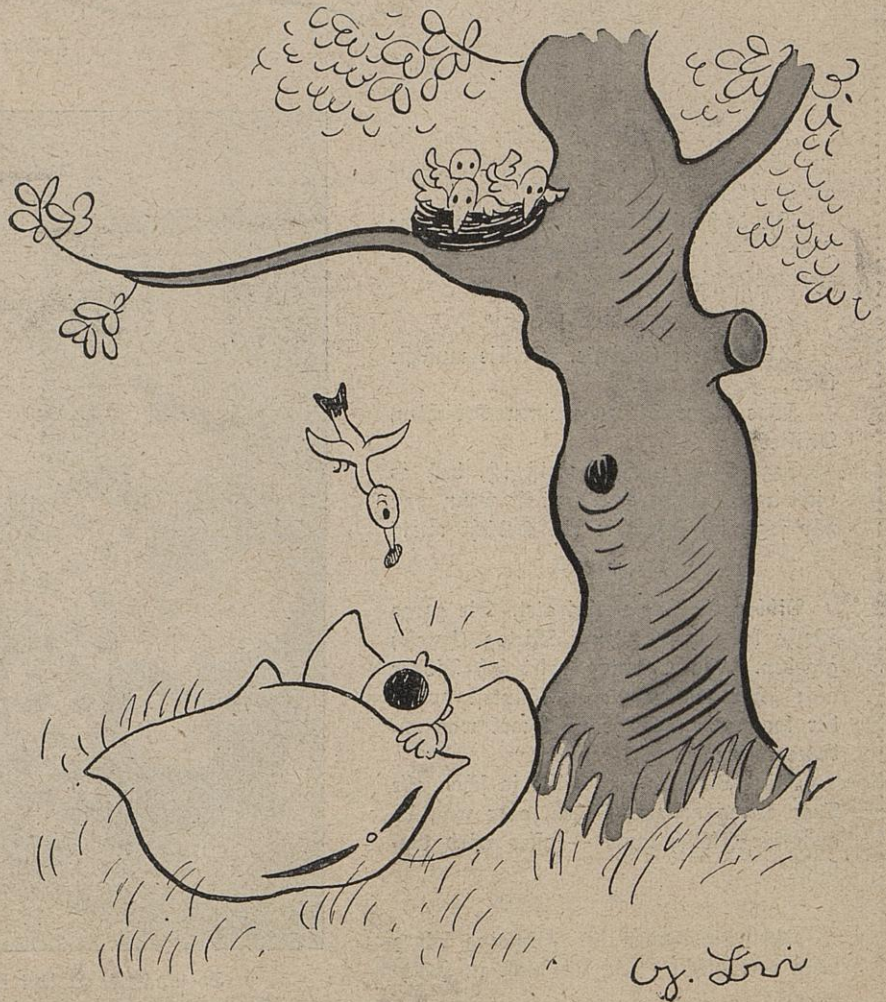
Die „B. Z. am Mittag“ fordert Sie gemeinsam mit dem Norddeutschen Lloyd zu einer Sport- und Gesellschaftsfahrt nach Amerika auf. Vom 14. Juni bis zum 9. Juli werden Sie dieses interessante Land bereisen und gleichzeitig den Boxkampf Schmeling—Louis miterleben. Und das alles von 990 Mark an. Prospekte und Auskünfte beim Reisebüro des Deutschen Verlages, Berlin SW 68, Kochstraße 22-26, oder beim Norddeutschen Lloyd und seinen Vertretungen.

DIALON P U D E R

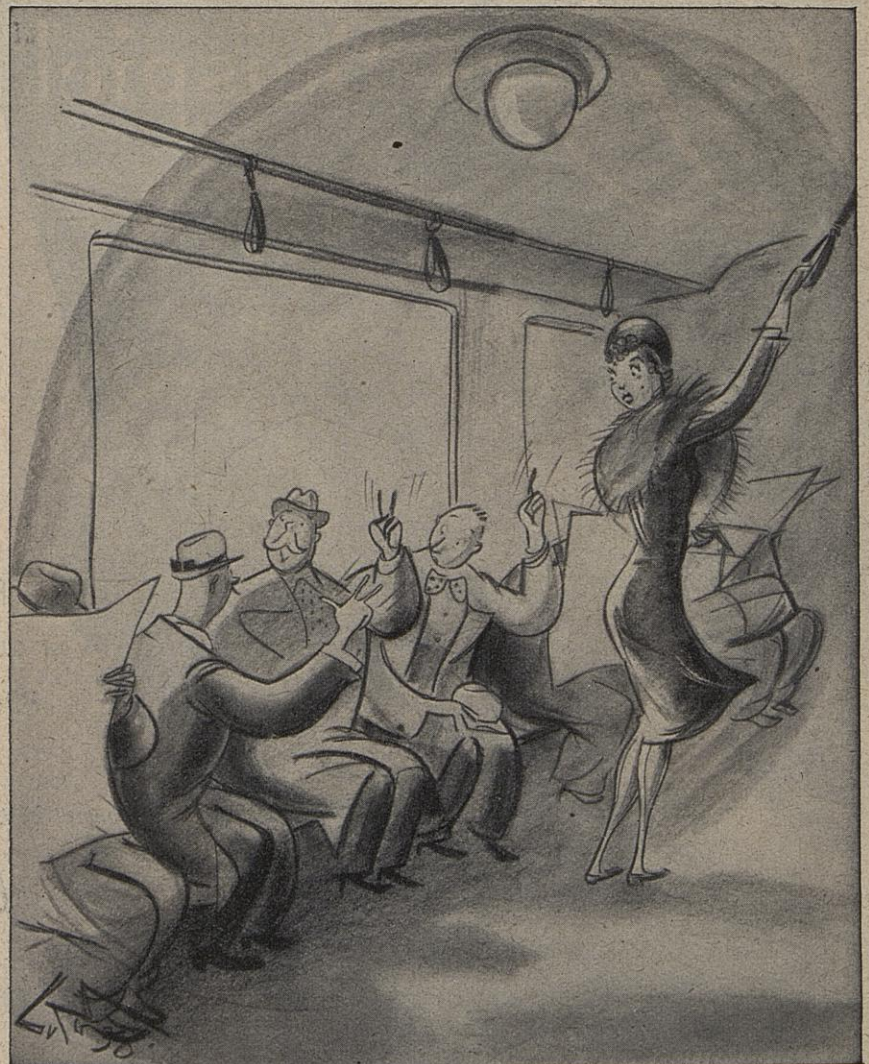
bewährter Wund- und Kinderpuder zur Befeuchtung und Verhütung des Wundfeins der Kleinen. Billig u. sparsam.



HUMOR



Mitgefühl in der kleinen Welt...
Zeichnung: G. Brinkmann



... und in der großen Welt:
„Also, wer verliert, bietet seinen Platz an!“
Zeichnung: L. v. Malachowski



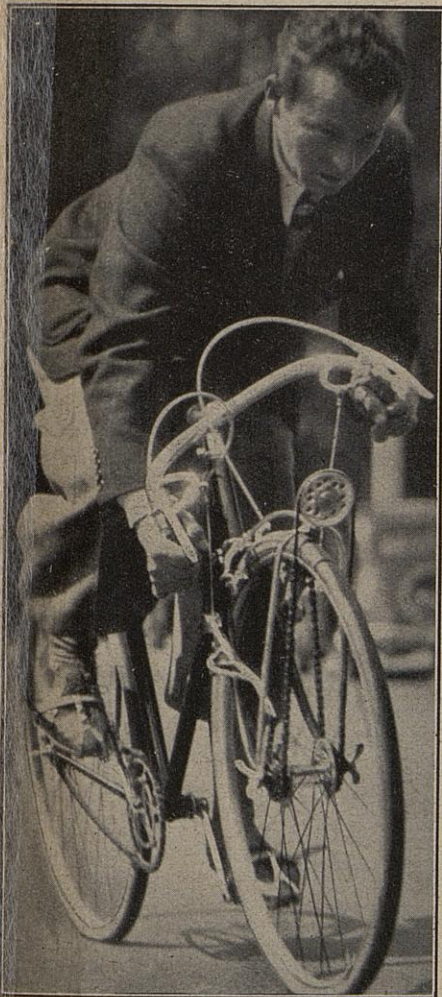
Das kitzlige Rennpferd.

Mit zurückgeworfenem Kopf, verdrehten Augen und entblößten Zähnen „lacht“ das Pferd, während der Stallbursche ihm die Fesseln puyt... Die Ähnlichkeit des Ausdrucks mit dem eines Menschen in gleicher Situation ist verblüffend. Associated Press



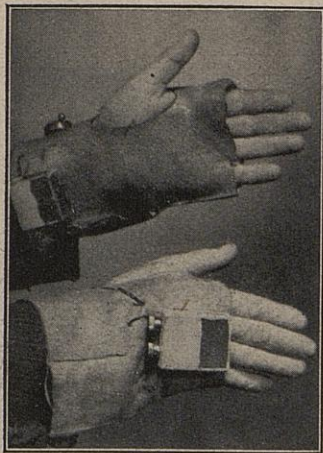
Die älteste Amerikanerin.

Eine 119 Jahre alte Negerin aus North Carolina ist die älteste Frau Amerikas. Sie wurde noch als Skavin geboren, war 74 Jahre verheiratet (ihr Mann wurde immerhin 104 Jahre alt) und hat es bereits zur Ur-Ur-Urgröfmutter gebracht. Presse-Photo (2)



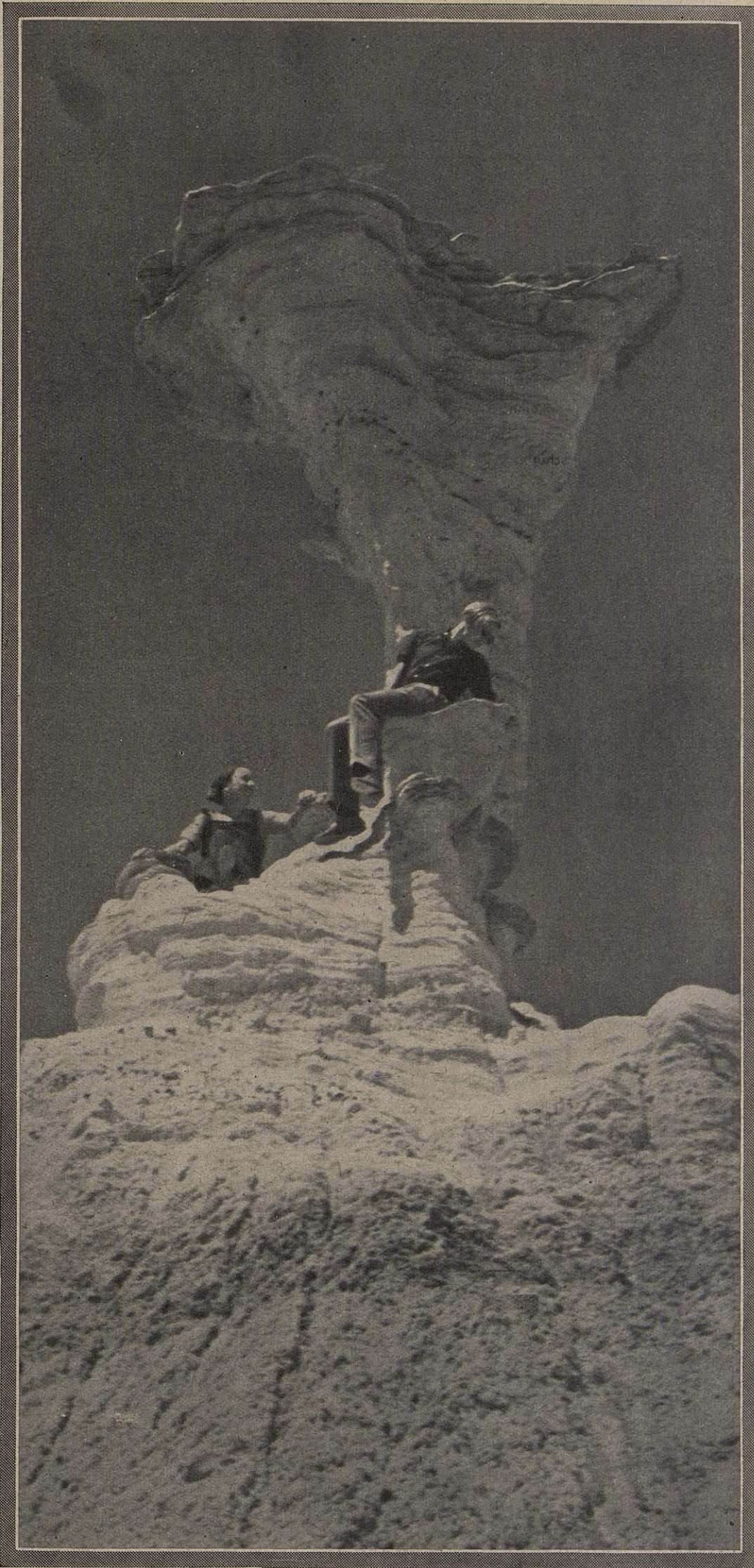
Radfahren — mit allen Vieren!

Ein neues Fahrrad — Werk eines französischen Konstrukteurs — dessen bewegliche Lenkstange eine neue Antriebsquelle bildet und die Triebkraft des Rades um etwa zwanzig Prozent steigert; besonders angenehm bei Steigungen!



Lebende Verkehrsampeln

in den Straßen Sydneys: Diese kleinen Lampen an den Händen der Verkehrspolizisten stellen einen Versuch dar, den Nachtverkehr im „Handbetrieb“ zu regeln. Atlantic



Ein Sonnenschirm aus Stein.

Diesen riesigen Sonnenschirm aus Sandsteinfelsen formte die Natur in der Nähe von Holbrook, New Mexiko — sehr praktisch, denn selten kann man einen Sonnenschutz so gut gebrauchen wie in dieser Gegend, in der wochenlang keine Wolke am Himmel steht und die Sonne erbarmungslos auf weißen Sand und weißen Fels herunterprallt. Natori



Ein Bild aus den Tagen des Glanzes:
Die verwitwete Frau Baronin J. v. M.,
geborene Freiin von und zu R.,
eine Frau, deren sanfter Blick und deren wunder-
same Erzählungen die Herzen der Männer betörten...

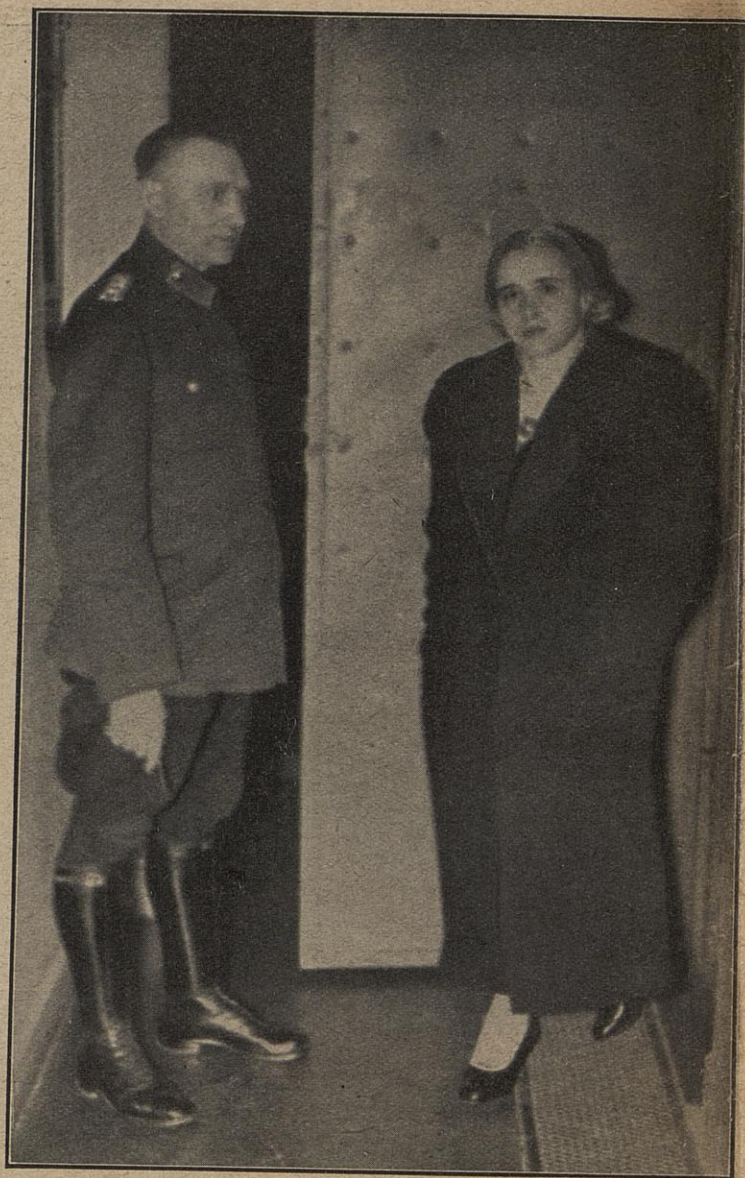
Schicksale vor den Schrannen

Bilder aus Prozessen
dieser Tage

I. Die falsche Baronin



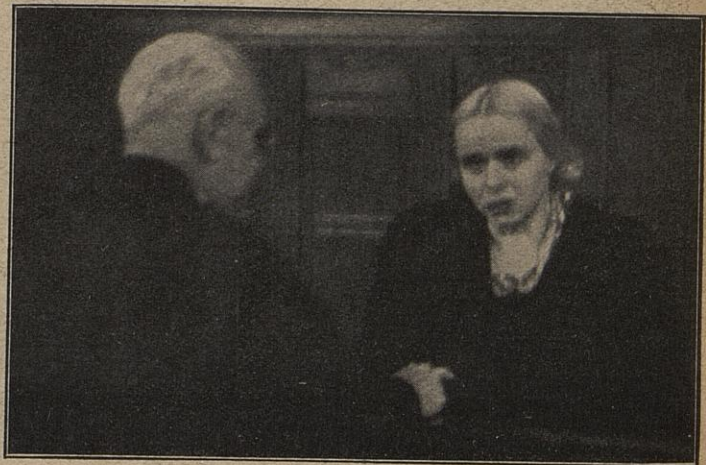
Die Szene wird rührend... und dramatisch: Die Beichte der „Baronin“.
Ein Bild reizvoller Unschuld oder schmerzlicher Einsamkeit, so steht die „Baronin“ vor den Schranken des Ge-
richts und versucht, ihr erträumtes und erlogenes Dasein zu rechtfertigen. Das Gericht muß feststellen, daß
Marta C., die falsche Baronin, weder Witwe eines abgestürzten Fliegeroffiziers, noch Filmschauspielerin,
sondern eine raffinierte Heiratschwindlerin ist, die romantisch veranlagte Männer finanziell ausbeutete und
um viele Tausende erleichterte.



In der Untersuchungshaft in Moabit:
Die „Baronin“ wird dem Richter vorgeführt.



Mitangeklagt, aber freigesprochen:
Die Zimmervermieterin im Redebuell: „Natürlich, Herr Richter, habe ich
bei der polizeilichen Anmeldung erfahren, daß meine Mieterin „Marta
C.“ hieß. Aber sie sagte mir, daß sie diesen Namen nur angenommen
habe, da sie als Baronin keine Arbeitsmöglichkeit hätte.“



Das Ende vom Lied: ...
Das Urteil ist gesprochen: Ein Jahr neun Monate Gefängnis und zwei
Jahre Ehrverlust. Der Verteidiger überzeugt die Beurteilte von der
Aussichtslosigkeit einer Berufung. Karl F. Platze (6)



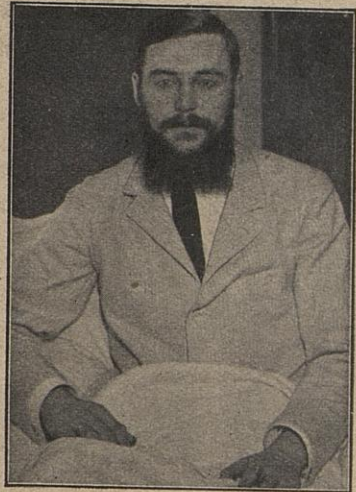
Eine „Weltberühmtheit“ von einst wieder vor Gericht:

II. Die dämonische Witwe



Marta Marek.

Eine Aufnahme aus dem Jahre 1927, der Zeit des ersten großen Prozesses gegen die Mareks



Der Gatte: Emil Marek,

Ingenieur und Spekulant, wurde im Jahre 1927 wegen Versicherungsbetruges angeklagt, mangels Beweisen freigesprochen, wanderte mit seiner Familie nach Algier aus, verlor aber durch falsche Spekulationen sein Geld und starb in Armut — von seiner eigenen Frau vergiftet!

Marta Marek, die dämonische Witwe, heute des vierfachen Giftmordes und des vielfachen Versicherungsbetruges überführt.

Sie einst sehr schöne, heute vierzigjährige Frau, deren blaßes Gesicht immer noch von tizianrotem Haar umrahmt ist, läßt sich in einem Tragstuhl in den Wiener Schwurgerichtssaal bringen. Sie behauptet, fast erblindet und linksseitig gelähmt zu sein. — Die Anklage wirft ihr vor, ihren Gatten, ihr Töchterchen, ihre Großtante und ihre Untermieterin vergiftet zu haben. Der Prozeß stellt ihre Figur zum zweiten Male in den Mittelpunkt einer riesigen Betrugsaffäre. Im Jahre 1927 war ihr inzwischen verstorbenen Mann, der Ingenieur Emil Marek, der sich bei Holzarbeiten den linken Fuß abschlug, wegen Versicherungsbetruges angeklagt. Das Gericht sprach ihn mangels Beweisen frei. Damit wurde eine kurz vorher abgeschlossene Versicherungsprämie in der überraschenden Höhe von 400 000 Dollar fällig. Durch einen Vergleich jedoch wurde die Summe auf 240 000 Schilling herabgesetzt. Der heutige Prozeß wirft der Marek vor, in der Zeit zwischen 1932 und 1936 in jedem Jahr einen Giftmord begangen zu haben, um Versicherungsprämien zu erhalten und Erbschaft antreten zu können. Associated Press (1) Presse-Photo (2)

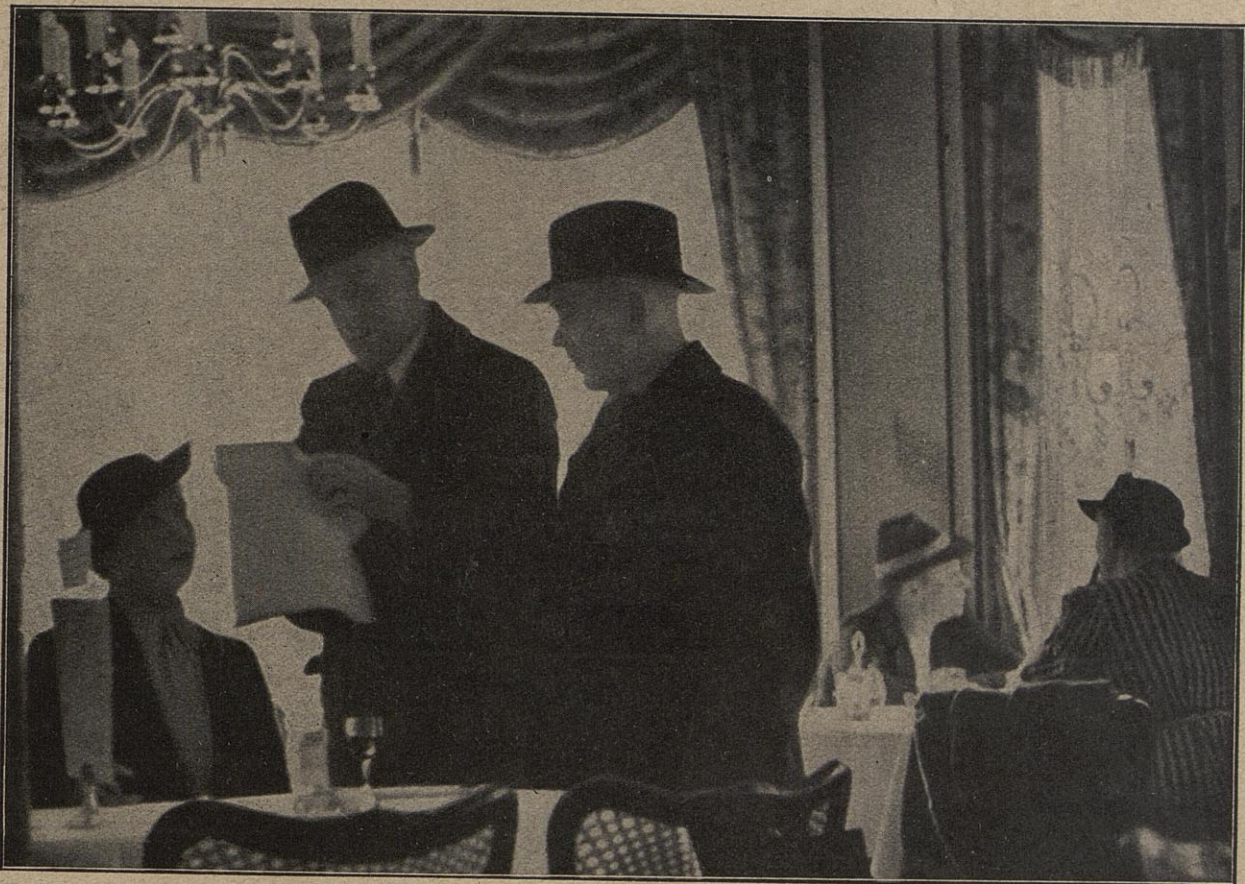
II. Jagd auf Rauschgift Händler



ein Verbrechen, das seit dem Jahre 1933 durch das Eingreifen des Staates in Deutschland zur Seltenheit gehört:

Rauschgiftschmuggel.

Ein Eimer mit doppeltem Boden für den Transport von Rauschgift, der bei einer kürzlichen Razzia zur Entdeckung von Rauschgift Händlern führte.



Das Gesicht des Verführers und eines Verführten:

Der berühmte internationale Rauschgiftschmuggler Eliopo, der früher Millionen in Deutschland umsetzen konnte und seit längerer Zeit ins Ausland geflüchtet ist, und ein Opfer des Giftes: Ein erst dreißigjähriger, aber körperlich und seelisch völlig zerstörter Mann...

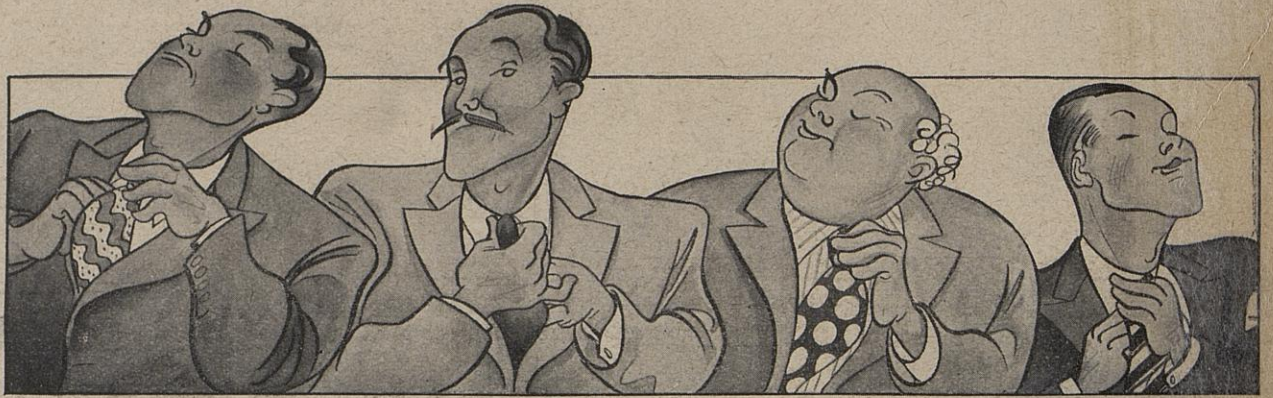
„Bitte, folgen Sie uns!“ ...

Die Rauschgiftüberwachung verfolgt eine Spur: In einem mondänen Café wird eine als Rauschgift-händlerin verdächtige Frau von Beamten gestellt.

Karl F. Platzeck (4)



... es ist
einer wie
der andere
aber -



Männer müssen so sein!

Wie müssen Männer sein?
Wenn Männer beisammen
sind, und es taucht nur von
ferne eine Frau auf, müssen
ganz automatisch die Kravatten
zurechtgezerrt werden!

sagt Charlotte Kleineri

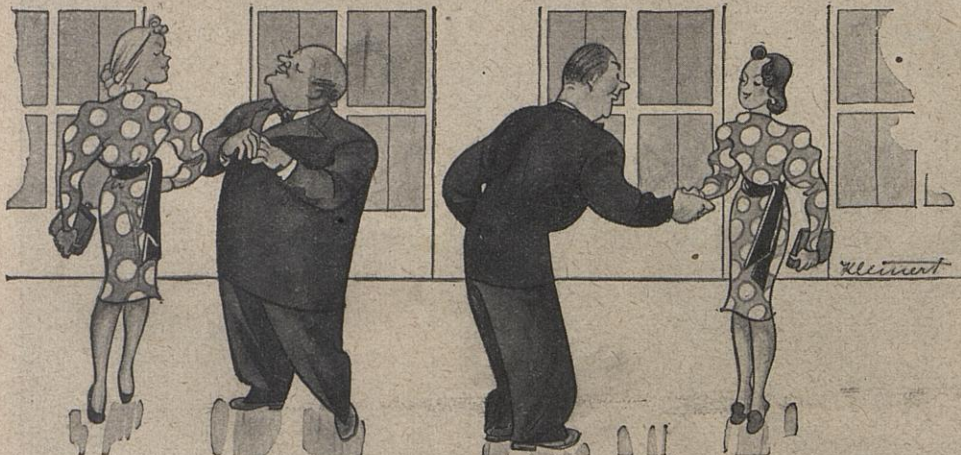


Müssen Männer so sein? —
Sie tragen lieber ein Klavier über die Straße
als einen Blumenstrauß!
„Bitte, nur Weilchen, aber recht klein verpacken,
damit ich sie in die Manteltasche stecken kann!“



Warum müssen Männer so
sein? — Keine nächtliche
Heimkehr ohne Speisekammer-
kontrolle!
Das ganze Viertel gemischten
Aufschnitts, eine Stange Käse, vier
Delfardinen und Gurkensalat...
— „Nur ein kleines Stillchen,
Liebling!“

Wie so, warum, weshalb müssen Männer so sein?
Es ist einfach zum Verzweifeln — aber sie müssen sich nach jedem, aber
auch nach jedem Mädchen umgucken!“



Müssen Männer immer so sein? Ein neues Kleid sehen sie nur bei anderen Frauen!
Herr Schulze begrüßt Frau Müller: „Gnädigste haben ja heute ein reizendes Kleid an!“
Herr Müller begrüßt Frau Schulze: „Gnädigste haben ja heute ein reizendes Kleid an!“



So müssen Männer sein!
Aber warum müssen sie bei allen Gelegenheiten auf die Uhr gucken?
... nun muß ich gehen, Liebling, in fünf
Minuten läuft mein Umsteigefahrtschein ab!“

Haupt- und Verlagsredaktion: Harald Lehmann, Berlin; Vertreter des Haupt- und Verlagsredakteurs: Dr. Ewald Wüsten, Berlin-Lankwitz. — Die „Berliner Illustrierte Zeitung“ erscheint wöchentlich einmal. Überall erhältlich, ferner zu beziehen durch alle Buch- und Zeitschriftenhandlungen und jede Postanstalt. — Verantwortlich für die Schrifteleitung: Max Ritzer, Wien IV., für Herausgabe: Deutscher Verlag, Vertriebsstelle Wien Ges. m. b. H., Wien I., Rosenburgenstraße 8. — D. A. I. B. 1938: über 1.200.000. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 4 vom 1. 8. 35. — Anzeigenleiter: Herbert Gedorff, Berlin-Südende; verantwortlich für den Inhalt der Anzeigen: Arno Sauer, Berlin-Galeense. — Unverlangte Einsendungen können nur zurückgefordert werden, wenn Porto beiliegt. — Verlag und Druck: Deutscher Verlag, Berlin SW 68, Kochstraße 22-26. Jahres-Abonnementspreis für USA, einschl. Porto RM. 18,20.
B a b c 1 Registro argentino Nr. 033 240. — Printed in Germany. — Entered as second class matter Postoffice New York N. Y.